

eXperimenta

04/
15/

Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

Einmalig schön *Martina Arp*
Unsere Umwelt ist unsere Lebensgrundlage *Christopher Kerkovius*
Trilogie Teil Eins *Sören Heim*
Larventanz *Friederike Stein*
Ein Kolportagestoff als Kunstwerk *Dirk Walter*
Vorhang auf *Alexandra Huß*
Verblendet *Nico Feiden*
Schattenspiel *Björn Sommersacher*
Regenzeit Polaroid Teil Zwei *Saskia Trebing*
Salzaroma *Simon Bethge*
Neue Gedichte *Ingrid Thiel*
Zäune und Lager *Mario Andreotti*
Wenn ... *Noemi Josephine Buch*

Illustrationen:

*Jürgen Janson, Christopher Kerkovius, Karin Manke,
Carlotta Ostmann*

WahnSinn

... da draußen in der Welt.

Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst
INKAS - Institut für KreAtives Schreiben - www.inkas-institut.de

Charlie Hebdo: Es gibt keinen Gott,
für den es sich lohnt zu sterben.
Auch nicht für Allah! Rüdiger Heins

Inhalt	Seite
Titelbild: Christopher Kerkovius, St. Marien 1	
Editorial Rüdiger Heins	3
Einmalig schön Martina Arp	4
Impression Carlotta Ostmann	5
Trilogie Teil Eins Sören Heim	6
Fotografien Christopher Kerkovius	ab Seite 8
Unsere Umwelt ist unsere Lebensgrundlage Christopher Kerkovius	10
Larventanz Friederike Stein	12
Lyrik Piet LaFleur	18
Ein Kolportagestoff als Kunstwerk Dirk Walter	19
Vorhang auf Alexandra Huß	28
Kritteleien Michael Wenzel	34
Gute Geschichten Hans-Jürgen Buch	35
Jürgen Janson: IS-Zerstörungen	36
Wenn ... Noemi Josephine Buch	36
Verblendet Nico Feiden	37
Weltkrieg, Verliebter Gregor van Dülmen	38
Leser(innen)briefe	39
Schattenspiel Björn Sommersacher	40
Die eigene Rolle in der Welt Monika Zachhuber	49
Der Klassiker Nikolaus Lenau	53
Wortschatz Traude Veran	54
Regenzeit Polaroid Teil Zwei Saskia Trebing	55
Salzaroma Simon Bethge	62
Neue Gedichte Ingrid Thiel	63
Struktur der modernen Literatur, Mario Andreotti Rüdiger Heins	66
Mordsgedanken Ramona Rump	67
Kalendernotiz Edgar Helmut Neumann	72
Ankündigung für Mai	72
Wie schreibe ich (m)ein Buch?	73
Zäune und Lager Mario Andreotti	74
Ebenen – Ohne Titel Justus Simon Buch	75
Aufruf der eXperimenta-MitarbeiterInnen	76
Anzeigen in der eXperimenta	76
Wettbewerbe und Stipendien Sabine Reitze	77
Ostern rückt näher Monja Stiehl	84
Impressum	23

EDITORIAL

Liebe Leserinnen und Leser,

was ist denn eigentlich los, da draußen in der Welt? Die Globalisierung sollte uns doch ein Stück näher zusammen bringen. Offensichtlich aber geraten wir Menschen immer weiter auseinander.

Menschliches Zusammenleben in kleinen sozialen Einheiten ist heute schon zu einem komplexen System geworden, das mit dem Prädikat „besonders kompliziert“ bedenkenlos versehen werden darf. Kommunikationsebenen, die normalerweise menschliches Miteinander regeln, scheinen sich aufzulösen:

Wahnsinn ...

... niemand spricht mehr mit niemandem

und keiner hört keinem mehr zu.

Nur die Sender monologisieren weiter fleißig vor sich hin, ohne die Erwartung, gehört zu werden. Sendestörung.

Da gibt es kein Miteinander mehr. Die Kultur des Gegeneinanders – der Ellbogengesellschaft – scheint sich etabliert zu haben. Es ist zu einer Selbstverständlichkeit geworden, anders denkende oder andersartige Menschen auszugrenzen.

Soweit sind wir also gekommen.

Wahnsinn:

George Orwells „1984“ ist längst Realität geworden. Die Masse bewegt sich, besser noch: sie bewegt sich nicht. Eine Bewegungslosigkeit, die unaufhaltsam einem Ziel entgegensteuert, das wir nicht kennen oder aber nicht kennen wollen. Da ist es besser, sich mit den heimischen Fernsehhabenden zu trösten, um sich nicht selbst zu begegnen – oder gar mit anderen gemeinsam etwas Kreatives zu unternehmen. Zwischen Salzgebäck und Bier lässt es sich für den Augenblick gut leben. Danach kommt dann vielleicht das Erwachen. Was dann kommt, das wissen Sie selbst am besten!

Ist doch Wahnsinn – oder?

Rüdiger Heins

www.ruedigerheins.de



Einmalig schön

Martina Arp

Einmalig schön

Was der Vogel mir sagt

Ich versteh es nur,

wenn ich still schau

wie ein Baum

Martina Arp, Jg. 64, geb. in Berlin.
Poesiepädagogin. Schreibt Lyrik und
Kurzprosa.

Foto: Carlotta Ostmann, London



abend am rhein

Die Sören-Heim-Trilogie – Teil Eins

abend am rhein

möwenschreien. staub stiebt von broten, der bug:
stahl schneidet wellen, wolken hüllen berge.
das kind ruft, der wind weht, es tanzt
in der gischt, die hand wirft, der hund rennt
mama im geblühten kleide, hui, mit dem zwerge

der schatten der burg, in fernere nebel,
wirft rot ihre krone die sonne. tief steht
bleicher gesell, und runder, der mond
schon gellend und weiß
über bläuenden auen, im osten

und geisterhaft heben die reiher sich
und wie raben schwarz steigen kormorane
schwere und nasse, umnebelte schemen
und gackernd und keifend die enten und die gänse,
die schwäne
triefend vom wasser und wonnig und fett
von wiesen und felsen, wogenumspühlt
nach ihren genisten in feuchten gehölzen und bäumen

wild rauscht geflügel: wie träume .

muscheldünsten. fisch wallt an faulig, die see
gurgelt stets wider im spiel großer flüsse
die fähre heult. der hund jault, es tanzt
in der dünung, das kind spingt, der stock fliegt,
abend so mild mit dem laube, das lüftet die brise.

da schaut man zurück. da meint man, es schleppten
die schweren körper der kranknechte sich
noch heimwärts vom ufer, es ächzten und stöhnten
unter splissigen seilen die balken und winden,
und träger, gebeugte
und händler, gegerbte,
im salze des tages, der geht uns
in schwermut
zur neige.

und kinder trotten, heiß und ermattet
und mama und papa noch firm bei der hand
und ziehend und drängend und glühnden gesichtes
nach hause.
zwei sinnende trinker schlucken,
tauschen blicke, und tuscheln ganz leis.
und west flüstert rau aus dem schlunde des stroms
der vergilbte, ergraute, einst dräuende turm

seine alte und grausge geschichte

dann erwachen scheu blinzelnde lichter.
schwarz fällt die nacht den liebenden ein

die traut die böschungen noch säumen

Sören Heim: facebook.com/Wortkraemer, <https://soerenheim.wordpress.com/>

Veröffentlichungen, Auswahl: Mogadischu unter schwarzem Leinen – Bibliothek Deutschsprachiger Gedichte 2008, 3 Gedichte: Techné Melancholia u.a. – Podium Literatur 165, Nicht Lilli Marlen – Bibliothek Deutschsprachiger Gedichte 2013, vertont von Katja Amberger und Mark Kuhn, Zyklus: Ringen mit dem Monde - eXperimenta 9/14. Preise: 3. Platz IGdA Nachwuchspreis 2009, Preis der Bibliothek Deutschsprachiger Gedichte 2013, Stift des Anton Pashkut 2014 in Zym, Sonderpreis „Favorit von Daniel Glattauer“ der art.experience 2014



Foto: Christoph Kerkovius, Akt 1

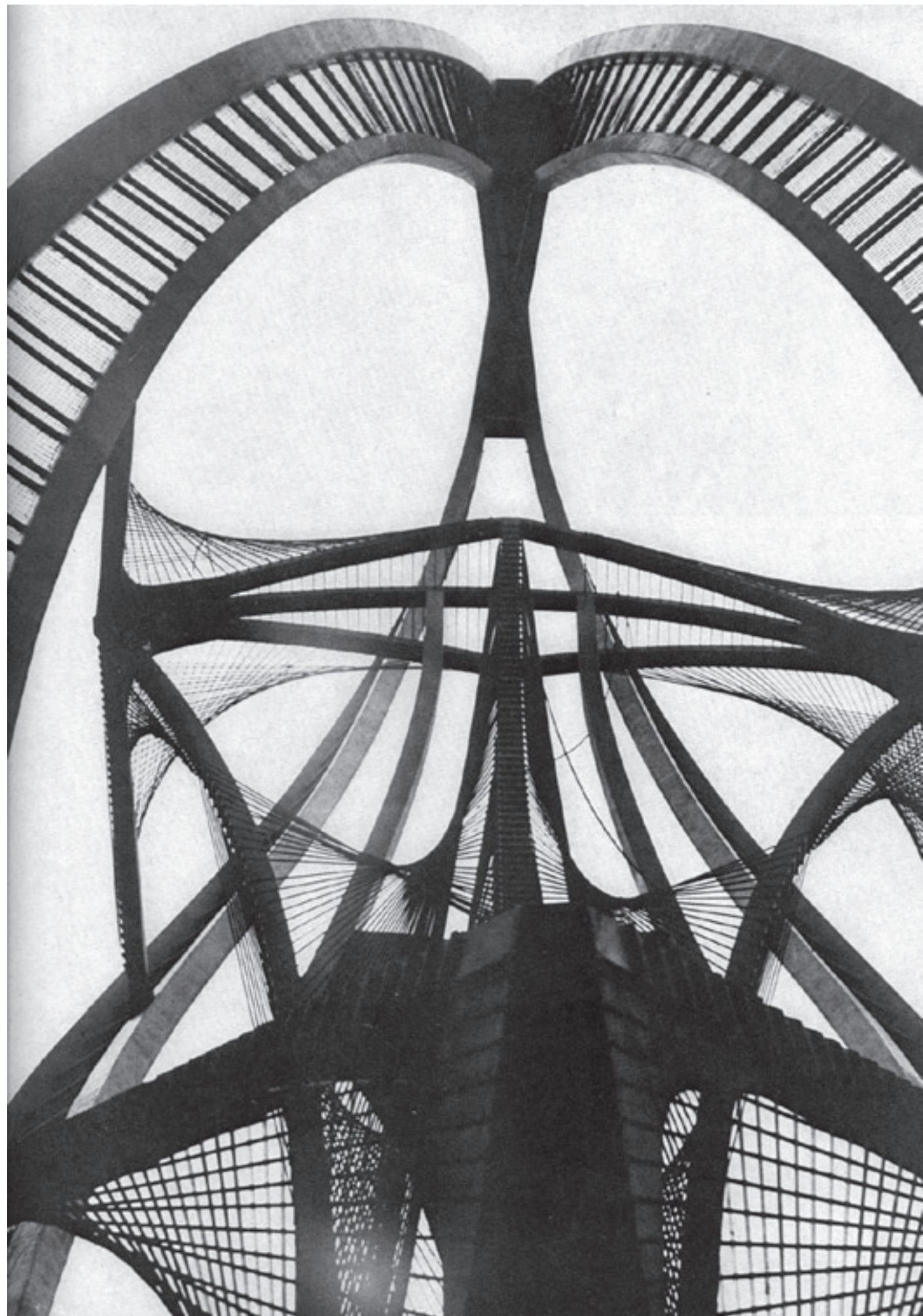


Foto: Christoph Kerkovius, Skulptur in Rotterdam

Unsere Umwelt ist unsere Lebensgrundlage

Christopher Kerkovius

Christopher Kerkovius, Jahrgang 1944, entstammt väterlicherseits einer alten baltendeutschen Familie aus Riga und Umgebung, die Familie seiner Mutter aus St. Petersburg. Er ist nach der Umsiedlung der Baltendeutschen im Zuge des Hitler-Stalinpaktes von 1938 in Polen geboren, im Taunus aufgewachsen, war nach der Mittleren Reife in einer Fotolehre und hat dann das Abitur nachgeholt. Nach einigen Semestern Kunstgeschichte, Archäologie und Philosophie in Gießen studierte er Architektur an der TH in Darmstadt, war einige Jahre als Denkmalpfleger und dann als Freier Architekt und Farbgestalter tätig. Ende der 80-er Jahre folgte noch ein Aufbaustudium Ökologisches Bauen. Seit den 70-er Jahren intensive Auseinandersetzung mit den Fragen der problematischen Vereinbarkeit von Fortschritt und Technik und der Erhaltung unserer Lebensgrundlagen auf der Erde. Sein Buch **„Fluch und Segen des Fortschritt oder die Bedrohung der Schöpfung“** ist gleichsam Bestandsaufnahme und Resumé dieser Auseinandersetzung. Daneben und neben seinem Berufsleben stand immer eine stetige und intensive Beschäftigung und Auseinandersetzung mit den Künsten, Kultur und Philosophie als ein wesentlicher Lebensinhalt. Ergänzt wurden all diese Bereiche von aktiver künstlerischer Fotografie mit Wettbewerbspreisen, Veröffentlichungen und Ausstellungen. Der Verfasser lebt heute in Stralsund, ist dort auch als Stadt- und Gästeführer mit dem Schwerpunkt Bau- und Kulturgeschichte tätig und arbeitet derzeit u.a. an „digitalen Bilderbüchern“ der Hansestädte an der Ostseeküste mit ausführlicher bau- und kultursynoptischer Geschichte und anderen kultur- und geistesgeschichtlichen Themen.

Die Thematik seines Buches **„Fluch und Segen des Fortschritts oder die Bedrohung der Schöpfung“**, ISBN 978-3-9812309-1-8, ist ihm seit Jahrzehnten ein drängendes und wesentliches Anliegen. Als verantwortungsbewusster und -voller Zeitgenosse und Vater einer Tochter und Großvater eines Enkelkinds hat er es aus tiefer Betroffenheit über den Zustand unserer Erde und unserer in höchstem Maße bedrohten Lebensgrundlagen sowie aus großer Sorge um die kommenden Generationen geschrieben, ja schreiben müssen. Dankenswerterweise hat ihm Prof. Michael Succow, Träger des Alternativen Nobelpreises 1997, ein eindringliches Geleitwort geschrieben, weil er die Veröffentlichung damit fördern wollte! Nähere Infos und Rezensionen findet der interessierte Leser auf seiner Webseite <http://www.fotokunst-kerkovius.de/fluch-und-segen-mein-buch/>. Über eine Rückmeldung freut sich der Autor!

Fazit seines Buches ist: Nur noch ein radikaler fundamentaler Bewusstseins- und Verhaltenswandel kann uns vielleicht NOCH vor den verheerendsten Folgen der globalen Umweltzerstörung bewahren. Die Chancen, dass die wahnsinnige Menschheit dieses Jahrhunderts auch nur halbwegs intakt, wenn überhaupt überleben wird, sind extrem gering! Unsere Umwelt ist unsere Lebensgrundlage – und wir sind ein Teil von ihr. Es bedarf auch eines/einer neuen, ganzheitlichen und systemischen Denkens und Wahrnehmung – d. h. es geht um einen fundamentalen Paradigmenwechsel auf der Basis einer verantwortungsvollen Ethik und Moral!

Christopher Kerkovius glaubt und fürchtet aber sehr stark, dass diese wahnsinnige Menschheit kaum noch eine Chance hat, das Ende dieses Jahrhunderts auch nur einigermaßen intakt, wenn überhaupt zu überleben! Fast alle Indizien sprechen dagegen! Ihm kommt der Mensch mittlerweile wie ein Irrer vor, der auf einem Ast sitzt, der über einen bodenlosen Abgrund ragt. Und er, dieser Wahnsinnige, sägt wie besessen an diesem Ast – nur leider an der falschen Seite!



Foto: Christoph Kerkovius, Strukturen 4

Larventanz

Friederike Stein

Persönlich war ich eingeladen worden.

Nicht, dass mich jemand angesprochen hätte,
es lehnte bloß ein Umschlag an der Tür.

(Oder fand ich ihn im Briefkasten liegen?)

Mein Name stand darauf, samt meiner Anschrift,

das Schreiben begann mit namentlichem Gruß,

was indes nichts bedeutet,

ein Name mit Adresse ist heut leicht beschafft.

Recht freundlich bat man mich, zu einer Party zu erscheinen,

in eingerückter Fettschrift waren Ort und Zeit genannt.

Für leibliche Genüsse sei gesorgt,

darunter, wieder eingerückt und groß,

ein Thema.

Experimente, lautete das Motto.

Kein Wort davon, ob Kunst, ob Wissenschaft, ob Medizin,

ob man ver-, be- oder unbekleidet kommen sollte,

als Dadazeile, Farbfleck oder Kreatur,

die ein Versuch erschaffen hat.

(Wie kleidet man sich als Tomoffel?)

Kam man als Experimentator oder als Objekt,

war der Event an sich womöglich die Retorte?

Konnte man, rein versuchsweise, als man selber gehen?

Das wäre immerhin bequemer als die frankensteinsche Gummimonstermaske.

Ob Wolpertinger unter Experimente fielen?

Wenn, dann wohl unter angewandte Psychologie:

was schafft man, seiner Mitmenschheit so alles einzureden?

Rein Neugier halber ging ich hin.

Die Fete selbst reizte mich wenig,

doch interessierte mich, was andere Geladene

dem Motto abzurufen wussten.

Wie viele Ärzte und Laborratten kamen als sie selbst?

Wen konnte ich noch vor dem Maskenfall enttarnen?

(Von so Entlarvten ließen sich Trophäen fordern

oder Schweigegeld.

Wer die Gesellschaft bis zum Ende foppen konnte,

errang den Anerkennungspreis.)

Vor allem darauf, wer mich eingeladen hatte,

war ich gespannt.

Die Party war schon voll entwickelt, als ich kam.

Sofort war ich umringt von Frankensteinern und Laborchimären,

mit Affenpfoten, drittem Flügelpaar und Vogelhirn.

Ein Kryozombie holte mir ein Bier;

als einzigen ließ man ihn durch zur Bar,

an der sich Weißbekittelte in Scharen gütlich taten.

(Vor ihm, der gleichermaßen Tod und Leben besiegt zu haben schien,

hatten sie offenbar Respekt.)

Mit fliegenderem Reagenzglasballerinaröckchen

pirouettierte eine Zentrifuge zu Pink Floyd.

Ein Säure-Base-Paar kreierte angeheitert einen neuen Tangoschritt

zu Schönbergschen Dodekaphonkaskaden.

In einem Eck bebrütete sich eine Penicilliumkolonie,

ganz unbeeindruckt von dem Superman und der Homuncula (samt Glas!),

die sich recht freimütig aus ihrer Nährlösung bedienten.

Zu Sound-Installationen wurde über Freien Willen versus Freie Liebe debattiert,

man quakte, lallte, dadate einander an

in multi- und in ur-lingualen Sprachversuchen.

Obszönitäten wurden auf Tablett herumgereicht,
 von einem Entertainer, der nur grinste,
 und einer Aktentaschenträgerin.
 (Ich weiß nicht, ob sie Zufallsgäste waren
 oder Komponenten eines medialen Milgram-Experiments.)
 Als Festredner dilettierte ein Pantomime,
 ein Pulk Drosophilae mit krummen Flügeln,
 Buckeln, weißen oder ohne Augen
 schrieb eifrig die Phrasierung mit.
 Ein Schwarm Studenten kam mir vor wie eine Clique Party-Crasher,
 bis ich die Elektroden in ihren Köpfen sah.
 Die Stimmung heizte auf, als Blitzableiterdrachen
 zweier Franklins einen Stromausfall bewirkten.
 Zwei Laboranten bandelten mit Drosophilen an.
 Ein Rorschach-Schmetterling bezirzte meinen Kryozombie,
 der längst vom Bier zu harten Drinks gewechselt war.
 Dagegen hatte sich das Säure-Base-Paar getrennt;
 der eine Teil flirtete mit der Homuncula,
 der andere hatte sich mit einem Foucault neu kombiniert,
 der zu beweisen suchte, dass sich auf Erden alles nur ums Eine dreht.
 Ums Geld? spöttelte ein Grieche, der seine Kreise ungern stören ließ.
 Von einer Schrödingerkatze wurde er aufs glatte Tanzparkett entführt.
 Dort hüpfen, kreisten, zuckten, walzten schon
 zu Reagenzlasharfenklängen
 vor Trommelfeuerbeat die Frankensteins im Frack
 mit ihren Kreaturen und Chimären.

Nach einem Paukenschlag stand alles stumm und starr.
 Ich weiß nicht: war schon Mitternacht?
 ein Menetekel ausgegeben worden?
 Wie zaudernd alles nach den Masken griff!
 Wie widerstrebend nach den Schleiern, Bärten, Brillen,
 nach Pappmachégehörn und Drahtantennen!
 Wie alles heimlich seitwärts spähte,
 ob nicht ein anderer voranging oder protestierte!
 Der Kryozombie gab als erster auf.
 Nichts blieb von ihm, bis auf ein Häufchen Eiskristalle.
 Der Rorschach-Schmetterling – ein Schmutzfleck an der Wand.
 Das Säure-Base-Paar – nichts als ein kleiner Klecks Gallerte.
 Die ganze Weißkittel- und Laborantenschar,
 der Entertainer und die Aktentaschenträgerin
 – ein Luftzug, der kaum eine der Girlanden rührte.

Als alle ihre Larve hatten fallen lassen,
 nahm ich den Besen aus dem Eck und fegte aus.

Friederike Stein, Jahrgang 1965, studierte Biologie, arbeitete aber auch schon als Übersetzerin und Lektorin. Derzeit unterstützt sie ihr Alter Ego bei der Verlagssuche für einen Phantastik-Roman. Ihre Kurzgeschichten finden sich in vielen Anthologien, etwa der des »Würth-Literaturpreises« 2007 und des »Nordhessischen Autorenpreises« 2012, sowie Magazinen wie »c't«, »Asphaltspuren« und »Driesch«.





Lyrik

Piet LaFleur

Ganz früh

im kaffeersatz
liest du
les ich
dich mich
nach kurzer nacht
mit milchschaum
zucker
wär viel zu süß

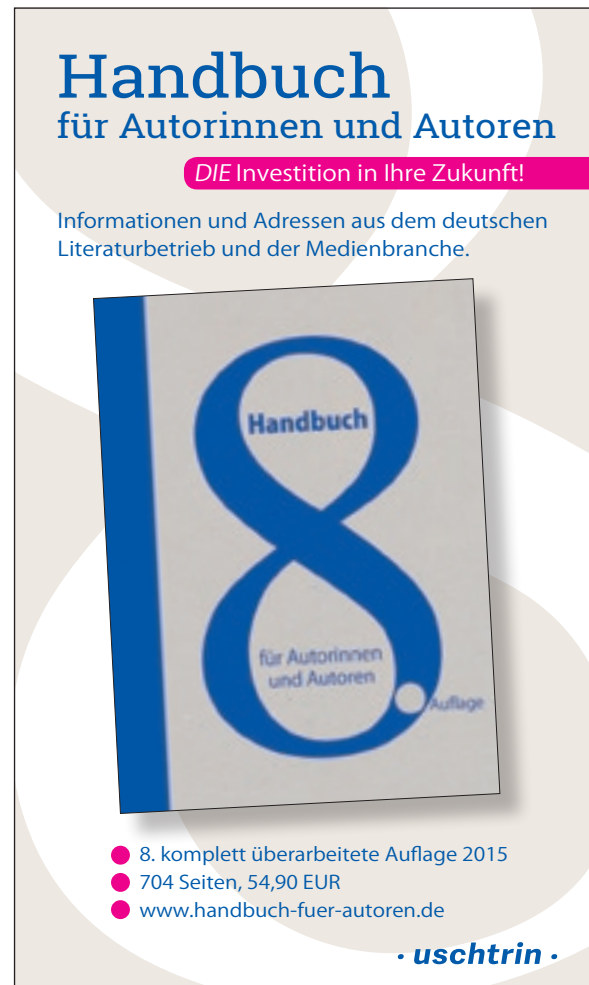
Begegnung

dein und mein im windhauchatem
fingerzweige zittern
bang
vogelaugen brombeerfarben
flattern seitwärts abwärts
auf

spinnenseide winkt dir
sinkt
mein mut
spinnt fäden
allzu lang

brombeeraugen
seitwärts abwärts
vogelleicht
fliegt auf
vorbei

Piet LaFleur kam in einem Drachenjahr auf die Welt. Das soll irgendetwas Gutes bedeuten, was, hat er aber vergessen. Manchmal slamt er Poetry in kleinem Kreise. Manchmal spürt er der Lyrik von Ladysmith Black Mambazo in Kulizeichnungen nach. Und er ist immer noch nicht bei Facebook.



rowohlt

SCHIRN
KUNSTHALLE
FRANKFURT



Ein Kolportagestoff als Kunstwerk –

warum Max Frischs „Homo faber“ immer noch lesenswert ist

Dirk Walter

Bei der Frage, welches Werk deutschsprachiger Literatur der letzten 70 Jahre für mich besonders zähle, schüttelte ich zunächst (innerlich) den Kopf. Als Germanist hat man sofort eine Menge Titel vor Augen, denen man allesamt eine bedeutsame Rolle zuerkennen würde. Aber eigentlich lief die Frage ja auf eine Art persönliche Beziehung zu einem Buch hinaus, und da schob sich in meinen Gedanken dann doch ständig eines vor alle anderen: Max Frischs „Homo faber“ (1957).

Bei der Suche nach einem Grund fiel mir zuerst der banale Umstand ein, dass ich dieses Büchlein wohl gut zehnmal mit Schülern gelesen und besprochen habe. Aber das allein war ja keine Antwort. Tat ich es nicht vielleicht nur, weil der Lehrplan es anbot? War ich zu faul, ein anderes Beispiel aus der dortigen Lektüreliste zu wählen und damit einen anderen Text didaktisch neu erarbeiten zu müssen? Doch das war es nicht; schließlich kennt jeder Lehrer das Gegen-Phänomen, dass ihn nämlich schon die dritte oder vierte Durchnahme desselben Textes zu nerven beginnt und er sich dann lieber mit einem neuen Text neue Arbeit macht. Die Frage war also: Warum hing mir dieses Buch nicht zum Halse heraus, warum fand ich es wert, meine Schüler über all die Jahrzehnte hinweg immer wieder damit bekannt zu machen?

Die Antwort: weil es ein moderner Klassiker ist, der uns zeigt, was Literatur sein kann. Der es mit seinem recht knappen Umfang vermag, uns konzentriert etwas über Zeit und Mensch mitzuteilen, uns zu einer sehr differenzierten Form der Empathie einzuladen, und dies in einer ausgesprochen künstlerischen Form. Die freilich mag dem oberflächlichen Leser so kunstlos erscheinen, dass ihm viel von der ungeheuren Fülle an Anspielungen, Verweisen, Symbolen, kurz: die literarische Tiefenstruktur, entgeht. Davon aber entdeckt, wer aufmerksam ist, beim dritten, vierten, zehnten Lesen immer noch etwas. Insbesondere deswegen steht, was inhaltlich

knapp Erzählwerke anbelangt, für mich Frischs Roman auf gleicher Höhe wie Thomas Manns Novelle „Der Tod in Venedig“.

Viele kennen sicher die Geschichte des 50 Jahre alten UNESCO-Ingenieurs Walter Faber, der, scheinbar cool, nur auf naturwissenschaftlich ermittelbare, statistisch abgesicherte Fakten vertrauend und entsprechend bindungsscheu, einen Zusammenbruch seines Weltbildes erlebt, als er sich in eine junge Frau verliebt, von der er nicht weiß, dass sie seine Tochter ist.

Klingt, zugegeben, ein bisschen nach Kolportage. Die Frage ist aber, wie das dargeboten wird. Als im „Literarischen Quartett“ 1991 Hellmuth Karasek und Peter Demetz sich in der herablassenden Abwertung des Romans übertrafen, widersprach ihnen Marcel Reich-Ranicki dezidiert. Und auch wenn bei ihm Querköpfigkeit schon ein Prinzip war, brachte er hier ein sehr wichtiges Argument:

„Ich lese den Roman anders und er interessiert mich sehr. (...) Der ist nun gar nicht langweilig. Und er ist sprachlich hochinteressant. Das ist doch nicht die Sprache von Max Frisch, die wir da lesen, sondern die vom Faber, eine Sprache, die von ihm, Frisch, karikiert und parodiert wird.“

Genau da liegt die Kunst: Der Autor vermag es, einen Typus sich selbst sprachlich charakterisieren zu lassen. Einen, der Rechenschaft ablegen will und doch lange nichts anderes ersehnt, als sich auf Teufel-komm-raus zu rechtfertigen. Und dies in einer trockenen, bisweilen hölzernstichwortartigen Sprache, die zu ihm passt (eines seiner typischen formelhaften Wörter ist „beziehungsweise“ – wobei er sich des kuriosen Doppelsinns der Formulierung im Hinblick auf das, was ihm passiert ist, natürlich nicht bewusst ist).

Mir gefällt, wie Frisch es anstellt, dass wir diesem angeblich so Bekenntnisfreudigen nicht alles abnehmen. Schon ziemlich am Anfang, als sein

Flugzeug in der mexikanischen Wüste notlandet, spüren wir es. Natürlich ist die Wüste für ihn kein beunruhigendes oder gar unheimliches „Erlebnis“. Er sieht im nächtlichen Schattenspiel nur Erosionsformen und vom Wind gewellten Sand, kein Totenreich oder urweltliche Tiere. Aber er erregt sich doch ein bisschen zu sehr über die anders Empfindenden:

„Wozu weibisch werden? (...) Wozu hysterisch sein? (...) Ich kann mir keinen Unsinn einbilden (...) Ich weigere mich, Angst zu haben aus bloßer Fantasie, beziehungsweise fantastisch zu werden aus bloßer Angst, geradezu mystisch.“

Wenns ihn wirklich kalt ließe, wieso dann diese Aggressivität? Was sich unterschwellig abspielt, müssen wir zwischen den Zeilen lesen:

„Zweiundvierzig Passagiere in einer Super-Constellation, die nicht fliegt, sondern in der Wüste steht (...), die Passagiere genau so, wie wenn man fliegt, in ihren Sesseln schlafend, mit schrägen Köpfen und meistens offenen Mündern, aber dazu Totenstille, draußen die vier blanken Propeller-Kreuze, der weißliche Mondglanz auf den Tragflächen, alles reglos – es war ein komischer Anblick.“

Komisch? Die Schlüsselwörter „Totenstille“, „reglos“, „offene Münder“, „Propeller-Kreuze“, „weißlicher Mondglanz“ verraten, was Faber eigentlich spürt: die gespenstische Totenreich-Atmosphäre, die zu assoziieren er doch strikt abgelehnt hat.

Es ist ausgesprochen reizvoll, diesen Spuren tieferer Wahrheit über die Handlung hinweg zu folgen. So, wenn er wenig später einen Dschungeltrip unternimmt, um einen Jugendfreund wiederzutreffen. Hier artikuliert er sein Unbehagen offener – das Milieu erfüllt ihn mit Ekel. Besonders der Urwaldboden, über den er sich per Landrover quält, stößt ihn ab:

„(...) Schlamm nach einem einzigen Gewitter (...), Verwesung voller Keime, glitschig wie Vaseline, Tümpel im Morgenrot wie Tümpel von schmutzigem Blut, Monatsblut, Tümpel voller Molche, nichts als schwarze Köpfe mit zuckenden Schwänzchen wie Gewimmel von Spermatozoen, genau so – grauenhaft.“

Wenn Faber den Dschungel beschreibt als unangenehme Mischung aus Leben/Fruchtbarkeit

und Tod/Verwesung, dann entspricht das durchaus der Wirklichkeit dieser Welt, genaugenommen einer Seite einer doch auch grandiosen Naturlandschaft. Fabers Einseitigkeit ist jedoch nicht nur widrigen Umständen geschuldet. Sein Ekel ist grundiert von der eigenen Biografie, vom Bedürfnis des Technikers nach dem Cleanen und der Abneigung gegen die Macht der Sexualität, gegen unkontrolliertes Zeugen (er wollte „Hannas Kind“ nicht) und von Angst vor dem Sterben-Müssen (dessen Unausweichlichkeit sich in diesem Roman genau an diesem Kind und zuletzt an ihm beweisen wird).

Währenddessen lässt ihn die Vergangenheit nicht zur Ruhe kommen. Die Deutschjüdin Hanna Landsberg hatte er als junger Schweizer Ingenieur vor über 20 Jahren geliebt. Als sie von ihm schwanger wurde, beschloss er – trotz eines verlockenden Karriereangebots in Bagdad – sie zu heiraten. Seine Worte aber trieben sie von ihm fort:

„Wenn du dein Kind haben willst, dann müssen wir natürlich heiraten.“

Hanna beendete dann die Beziehung abrupt vor dem Standesamt; er glaubte, sie werde das Kind abtreiben, und hat sie seitdem nie mehr gesehen. In seinen Gedanken, auch seinen Träumen, ist sie aber immer noch präsent – Ausdruck eines (natürlich strikt geleugneten) Schuldempfindens.

Wie es nun zur ungewollt inzestuösen Beziehung mit eben diesem nicht abgetriebenen Kind (Sabeth) kommt, ist ebenso brilliant dargestellt:

In einer Warteschlange an Deck des Überseedampfers nach Frankreich steht sie vor ihm, und nur „zum Zeitvertreib“ registriert er jede Einzelheit ihrer Rückseite von Kopf bis Fuß und er versucht sich ihr Gesicht vorzustellen. Später sieht er sie an Deck, und er streicht bei seinen Reling-Runden immer wieder um sie herum (Kommentar: „Ich stellte ihr nicht nach“!), bis er schließlich erreicht hat, dass sie eine Partie Pingpong mit ihm spielt. Er entwickelt Eifersucht auf ihren Freund und andere Männer an Bord – gesteht es sich aber nicht ein. Als sie dann getrennt von Bord gehen, hat er ihr schon einen unrealistischen Heiratsantrag gemacht, und während er sie aus den Augen verliert, „würgt“ es ihn „förmlich“. In Paris legt er es hartnäckig darauf an, Sabeth

wiederzufinden. Als es ihm gelingt, nimmt er Urlaub und reist mit ihr durch Frankreich und Italien nach Griechenland, um sie zu ihrer Mutter zurückzubringen. Dass diese Mutter seine Hanna ist, wird ihm erst spät – zu spät – klar. Es ist zwischen ihm und seiner Tochter schon zu einer verhängnisvollen gemeinsamen Nacht gekommen, und kurz vor dem Eintreffen bei Hanna hat Sabeth gar einen tragischen Unfall, an dem sie wenig später sterben wird.

Für die mythischen Bezüge, die sich in diesen Romanstationen häufen, zunächst nur ein Beispiel: In einem römischen Museum entdeckt Faber die Skulptur „Kopf einer schlafenden Erinnye“ und macht sich mit Sabeth das Vergnügen, sie je nach Lichteinfall, hervorgerufen durch ihrer beider wechselnde Positionen, wie wach erscheinen zu lassen. In der Tat: Beide haben durch ihren unbewussten Inzest die Rachegöttin geweckt, und Sabeth wird bald unter Umständen sterben, die außerdem an die biblische Schlange und die Verstoßung aus dem Paradies erinnern. Doch all das bleibt in der Schwebe, wir dürfen zweifeln, dass der Autor hier tatsächlich die alten Götter wirken lässt. Es geht ihm wohl eher darum, den totalen Rationalisten Faber mit Schicksals- (oder Zufalls-)Verkettungen zu konfrontieren, die seiner säkularisierten Weltsicht völlig zuwider laufen.

Was aber bringt den 50-jährigen dazu, sich so intensiv, gar bis zum Heiratswunsch, auf eine 20 Jahre junge Frau einzulassen? Es ist der verzweifelte Versuch, die Vergangenheit zurückzurufen, sie noch einmal zu leben (mit einer Frau, die ihn logischerweise an Hanna erinnert), es diesmal aber besser zu machen – und damit zugleich das eigene Altern zu negieren. Hanna, der er dann in Athen wiederbegegnet und deren Leid er aushalten muss, durchschaut es:

„(...) wir können das Leben nicht in unseren Armen behalten, (...) wir können uns nicht mit unseren Kindern nochmals verheiraten.“ Und später: „Du behandelst das Leben nicht als Gestalt, sondern als bloße Addition, daher kein Verhältnis zur Zeit, weil kein Verhältnis zum Tod.“

Wie recht sie damit hat, bestätigt uns der Autor ästhetisch. Er lässt seinen Protagonisten häufig in den Zeitstufen von Vergangenheit und Gegenwart hin- und herspringen.

„Schließlich ging ich schwimmen – im Augenblick, als Sabeth schreit, bin ich mindestens fünfzig Meter draußen.“

Sicher ist das auch ein Präsenz der Vergewärtigung, allerdings ein Stilmittel, das der Typus Faber nicht bewusst einsetzt, er wechselt in seinem Bericht die Tempora stattdessen relativ unsystematisch, bisweilen gar in einem Satz. Frisch lässt ihn stilistisch schlampfen und damit doch die tiefere Wahrheit kundtun.

Und die gilt – es wurde schon deutlich – den ewigen Menschheitsthemen Liebe, Lebenskrise und Tod. Natürlich ist sich der (scheinbar) kinderlose Technikfreak dabei nicht bewusst, dass die „Hermes-Baby“, seine geliebte Schweizer Reiseschreibmaschine, einen geradezu für ihn zugeschnittenen Namen trägt: Der Apparat, den er hätschelt wie sein eigentliches Kind, heißt auch nach dem Gott, der als Seelenbegleiter ins Jenseits fungiert. Und natürlich hat Faber keine Ahnung, wie sinnfällig es ist, dass in der schlaflosen Nacht, nachdem er sich der inzestuösen Tragik seiner Liebesbeziehung bewusst wurde, ihn ein ständig um den Block kreisender „Alfa Romeo“ quält und dass er, um die schwer verletzte Sabeth ins Krankenhaus transportieren zu lassen, dem Lastwagenfahrer seine „Omega-Uhr“ anbietet.

Alpha und Omega eben überall, vor allem Omega. Während ihrer Italienreise rasten die beiden auf einem der Grabhügel nahe der Via Appia, gestört von amerikanischen Touristinnen, die sich dort ebenfalls breitmachen wollen. Und gleich dreimal spricht Faber in seinem Bericht von „unserem“ Grabhügel – unwissend, dass sie beide tatsächlich schon todgeweiht sind. Denn nicht nur Sabeth wird wenig später sterben; der Krebs hat sich in dem Kettenraucher bereits tief festgesetzt und er wird ihn nicht mehr aus den Fängen lassen.

Von diesem Todesurteil weiß Faber nichts, als er nach Sabeths Tod von Athen nach New York zurückreist und die „zweite Station“ des Romans beginnt.

Durch die Ereignisse aus der Bahn geworfen, findet er sich dort nicht mehr zurecht, flüchtet erneut in die Arbeit zur Turbinenmontage nach Caracas, wird dort durch extreme Magenkoliken aber ans

Hotelbett gefesselt, wo er die Aufzeichnung der Ereignisse bis zu Sabeths Tod vornimmt. Dann reist er weiter über Kuba zurück nach Europa, kündigt seinen Job und begibt sich zu Hanna nach Athen, wo er wegen seiner extremen Beschwerden ins Krankenhaus eingeliefert wird. Dort zeichnet er alles auf, was von New York ab geschah. Wir erleben in diesen Aufzeichnungen der „zweiten Station“ die allmähliche Wandlung Fabers zu einem Menschen, der mehr und mehr an seinen Lebensprinzipien zu zweifeln beginnt und gerne mit Hanna ein neues Leben beginnen möchte. Zentral dabei sein Rückblick auf Kuba, wo er – völlig entgegen seiner technologisch bestimmten Workaholic-Haltung – Menschen mit lockerer Lebenseinstellung schätzen lernte und in einem Schaukelstuhl während eines Sturms in einer Art erregter Muße den Anblick der entfesselten Naturelemente genoss:

„Ich schauke und singe (...) Ich preise das Leben!“

Erst ganz zum Schluss, kurz vor der Operation, gesteht er sich ein, dass es auch für ihn zu Ende sein könnte, und akzeptiert dieses Sterben-Müssen:

„Ewig sein: gewesen sein.“

Er verfügt „für Todesfall“ die Vernichtung all seiner Notizen – „es stimmt nichts“ – und bekennt damit den Selbstbetrug in seinem Bericht, bekennt, dass er über alle Seiten hinweg nichts getan hat, als sich gegen jeden (Selbst-)Zweifel an seinem so festgefügt hyper-rationalistischen Weltbild zu wehren.

Kann man mitfühlen mit so einem Typus, dessen Lebensfazit lautet, dass er durch seine Blindheit „alles zerstört“ habe? Ich denke schon. Vielleicht hat er nicht die Fallhöhe eines Ödipus, aber dieser Faber ist weder ein törichter Simpel noch ein Bösewicht. Seine verzweifelten Versuche, sich einer Lebenskrise zu stellen, seine Unaufrichtigkeiten und Verblendungen dabei ließen bei mir nie das Gefühl herablassender Überlegenheit aufkommen, sie nötigten mir vielmehr ab, kritisch über das eigene Lebensverständnis nachzudenken – „tua res agitur“, das Motto jeder guten Literatur.

Jetzt bin ich entgegen meiner ursprünglichen Absicht doch stark ins Inhaltliche dieses weithin

bekannten Romans geraten. Aber wenn man zeigen will, was einem gefällt, kann man nicht abstrakt bleiben. Wohl spüre ich, dass gerade dadurch der Eindruck entstanden sein könnte, die Symbolik, die Motive, die Verweise seien doch so ins Auge springend, dass sich der Eindruck des Plakativen geradezu aufdränge. Mag sein, dass viele geschulte Germanisten das so sehen. Selbst Germanist, empfand ich das jedoch über all die Jahre wiederholter Lektüre nicht so. Im Übrigen denke ich, dass Literatur, die jenseits bloßer Unterhaltung liegt, für kulturell interessierte Leser da ist, und nicht bloß für Fachspezialisten,

Und wenn wir schon bei Einwänden gegen die Qualität des Buches sind:

„Typische Schullektüre“ – na und? Genau das beweist in Zeiten, die den Kanon zugunsten von Kompetenzen abschaffen wollen, ein trotz allem verbliebenes Residuum von Bewahrenswertem.

Machohaltung? Einverstanden, wenn wir auf der Protagonistenebene bleiben – gegen die der Autor freilich anschreibt, und selbst sein Faber konterkariert im Falle Sabeth ja permanent die eigene hinausposaunte Haltung gegenüber Frauen.

Männlich-weiblich-Klischees? Gut, Faber ist Ingenieur und Hanna Kunsthistorikerin. Was wäre daran heute nicht (mehr) realistisch? Wie herrlich weit haben wir es denn mit all den Genderbemühungen gebracht? Noch immer wird mit allen möglichen Verrenkungen („Girl’s Day“), um Frauen fürs Ingenieurstudium geworben, noch immer sind vorwiegend Männer Technikfreaks und Frauen wählen Geisteswissenschaften oder Berufe mit zwischenmenschlichen Begegnungen. (Letzteres übrigens selbst in den gendergesteuerten skandinavischen Ländern, wie Harald Eias Reportage deutlichst vor Augen führte; man kann sie auf YouTube anschauen [Stand März 2015]).

Veraltete Attacke auf Technikerhybris? Wann wären gleichzeitig Zweifel am und Glaube ans technisch Machbare größer gewesen als heute!

Ich will mich nun nicht gleich zur Behauptung versteigen, der Roman sei also aktueller denn je, denke aber, dass er ein menschheitliches Thema behandelt, das bis heute nicht veraltet ist.

Bleibe die Aussage von Walter Jens, dass „Homo faber“ nur eine Art Arabeske zum großen Frisch-Roman „Stiller“ sei. Aber ist nicht der „Stiller“ seinerseits voller Arabesken, während hier die Stillersche Problematik von Identität und verfehltem Leben konzentriert dargeboten wird? Und da das gelang, gelang genug.

Dr. Dirk Walter, geb. 1949 in Saarbrücken. Zwischen 1975 und 2012 Lehrer an Gymnasien im Saarland und in Rheinland-Pfalz. 2000-2012 Landesfachberater Deutsch für Gymnasien im Saarland. 2009-2012: Vorsitzender der Landesfachkonferenz Deutsch (Gymnasien im Saarland). Seit 2012: Vorstandsmitglied der Saar-Lor-Lux-Elsass-Literaturgesellschaft MELUSINE, Redakteur der Vereinszeitschrift und Mitbetreuer der Website www.melusine-literatur.org

Impressum

eXperimenta Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst.

www.experimenta.de

Herausgegeben vom INKAS – Institut für KreAtives Schreiben im Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.,

Dr.-Sieglitz-Straße 49, 55541 Bingen.

Chefredaktion: Gabi Kremeskötter.

Redaktion: Philipp Dingeldey, Bastian Exner, Rüdiger Heins, Sabine Reitze, Kajo Schleidweiler (Endkorrektur).

Korrespondenten: Prof. Dr. Mario Andreotti (CH), Jürgen Janson, Marlene Schulz, Xu Pei, Monika Zachhuber (A).

Layout und Gestaltung: Hans-Jürgen Buch.

Webmaster: Christoph Spanier.

Künstlerische Beratung: Rüdiger Heins.

Redaktionsanschrift:

Rheinland-Pfalz eXperimenta, Dr.-Sieglitz-Str. 49, 55411 Bingen.

Auflage: 18.441

Einsendungen erwünscht!

Literarische Beiträge bitte mit Bild und Kurzvita an:

redaktion@eXperimenta.de

Für eingesandte Beiträge übernehmen wir keine Haftung.

Die Rechte der namentlich gekennzeichneten Beiträge liegen bei den Autor(inn)en. Alle sonstigen Rechte beim INKAS Institut für KreAtives Schreiben mit Sitz in Bad Kreuznach und beim Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

Für die Inhalte und die künstlerische Aussage der Texte, Fotografien und Illustrationen sind die Urheber selbst verantwortlich.

Sollte gegen geltendes Urheberrecht verstoßen worden sein, bitten wir um sofortige Benachrichtigung.

© ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

ISSN 1865-5661, URN: urn:nbn:de: 0131- eXperimenta-2015-041

Bilder: Privatbilder wurden von den Autor(inn)en selbst zur Verfügung gestellt.

Fotografien und Illustrationen: Jürgen Janson, Christopher Kerkovius, Karin Manke, Carlotta Ostmann

Titelbild: Christopher Kerkovius

Die Druckausgabe kann für 12,- € plus Porto und Verpackung zzgl. MwSt. bestellt werden bei:

print-listl@gmx.de

Kultur passiert hier!

Schauspiel

Lesungen

Gitarrenkonzerte

Klezmer

Experimentelle Musik

Chansons & Texte

Performance

TanzTheater

Freie Szene Saar

theater
im Viertel

Saarbrücken Landwehrplatz 2

Programminfo: www.dastiv.de



Foto: Christoph Kerkovius, La Defense Paris 2



Foto: Christoph Kerkovius, Heag-HH



Foto: Christoph Kerkovius, Im Geist Caspar D. Friedrichs



Foto: Christoph Kerkovius, St. Marien-Siegerfoto 2

Vorhang auf

Alexandra Huß

Prolog

Einhundertfünfzig Jahre umherirren, ruhelos.
Seelen ausgesaugt.
Schubsen und schwitzen, riechen nach Fäulnis und Tod.
Schamlos wabernde Brüste, verstümmelte Gliedmaßen.
Das sind wir, jene Leichen vom Atlantik. Und wir folgen dem Licht.

VORHANG AUF

Lands End, Nähe Cornwall.
Die versunkene Stadt Lyonesse erwacht zum Leben.
Einmal im Jahr machen sich die Bewohner des
Schiffsfriedhofes auf, um dem Leuchtfeuer zu folgen.
Reges Treiben in den Wracks. Gekicher hier, Gezeter dort.
Bis auf eine Erscheinung, ganz am Rande des Geschehens.
König Casimir, voller Abneigung.
Wie er dieses Schauspiel hasst.
Diesen Verrat am Tod.
Verschlungen vom Meer,
schon viele, viele Jahre.
Der wundersam schwarze Atlantik,
ihr Zuhause.
Gefährliche Stellen,
ohne Navigation kennt der König jeden Stein,
jedes Wrack.
Bei rauher See, so tuschelt man, hören die Fischer an
Land die Kirchglocke von Lyonesse läuten.
Versunken, Jahrzehnte lang.
Im Leuchtturm der Hoffnung lebt sein Bruder, Prinz
Claudio. Ein Überlebender. Er und Zauberer Silver haben
es sich zum Spaß gemacht, einmal jährlich ein Bankett zu
geben. Geladen, alles, was das Meer verschlungen hat.

Aus den tiefsten Untiefen, in Booten aufsteigend, durch
Nebelschleier dahintreibend, bewegen sich die
hoffnungsvollen Seelen zum Longship-Leuchtturm. Umfahren
gefährliche Stellen, achten auf das grünlich schimmernde
Licht des Turmes. Ritter, Hexen, gefolgt von Barbaren.
Männer, Frauen jeden Standes.
Eine Tombola beschert dem Sieger ewiges, neues Leben.
Ein Zauberspruch genügt.
Ein Grab im Meer oder die Sonne am Firmament?
Die anderen schickt der Prinz zurück in die Tiefen des
Meeres, um im nächsten Jahr erneut einzuladen.
Abscheulich. Ein Hohn an Gott meint der König. Und er
ahnt, die Rache wird kommen. Das Meer holt sich seine
Beute. Zurück.
Im Atlantik ist es still, dunkel. Die letzten Boote sind
aufgestiegen, eine schwimmende Leichenhalle, verhungerte
Gestalten. Voll Erwartung.
An Land, Dämmerung.
Bis auf den Meeresgrund kann König Casimir das
einsetzende Wehklagen hören. Sie sehen ins Schwarze.
Teilnahmslos, regungslos, wie Lumpen im Dunst.
Dann kommt das Licht. Es zieht sie magisch an.
Gespenster gehen an Land.
König Casimir in tiefer Verzweiflung. Er spürt das
Unheil. Die Masse des Meeres wird dichter. Es holt sie
alle. Jene Leichen, vom Atlantik. Und den Prinzen.
Warum sie 's tun? Warum steigen empor,
aus des Meeres Schoße? Sie können sich begnügen!
Der wundersam schwarze Atlantik, ihr Zuhause.
Vom Ozean, ein niederschmetterndes Grollen steigt empor.

Poseidon, Herrscher der Meere, nimmt Gestalt an, von
flüssig zu fest.
Den Dreizack, zum Wurf erhoben. Überschwemmung und
Erdbeben, Schiffe werden sinken.
Wo nicht, gehen Schiff und Gut verloren?
Ohnmächtiges Erstaunen bei Feste. Letzte Sünder in
die Knie, Stoßgebete zum Himmel.
Casimir fürchtet nichts. Zum Throne zurück, Poseidon
hält Wort.
Des Himmels Antlitz glüht. Zeus bläst Winde, schickt
Blitze. Uranos lässt grauschwarze Wolken tanzen.
Vereinigung der Götter.
Abkühlende Geduld bei König Casimir. Hoffnung.
Prinz Claudio durch klägliche Gebärde erweicht. Wo sieht
er hin?
Der Zauberer entschwindet wie Staub, hinterlässt nichts.
Stürmisches Seufzen nimmt Besitz vom Longship-Leuchtturm.
Die verweste Masse bei unbefugtem Spiel hält inne. Der
Prinz errettet sich hinter dem Gemäuer des Turmes, lässt
Gäste stehen. Ein Poet, hinter der Szene. Arglistiges
Blut, das Gegenteil vom Bruder? Wohl kaum.
Nehmt eure Rache am Abschaum des Meeres, denkt
Claudio. Verschanzt sich hinter Gehölz der Türe.
„Quält nicht mich. Freiwillig sind Sie gekommen, nicht ich habe
sie zu mir gerufen“, lügt er.
Die Zunge des Ozeans umschließt das Eiland, holt sie
zurück. Ein einziges Rauschen, keine Klagen.
Oh jammervoller Tag, das Letzte was der Prinz bemerkt.
Empörung!
Unter den Massen der Wogen verkriechen sich die Sünder in
den Wracks. König Casimir ist zufrieden. Brüder

stehen sich gegenüber. Böse Augen, böse Gestik.
„Wer ist nun Gewinner in deinem graus’gen Spiel? Erblicke
ich nicht den Verlierer selbst?“, spricht der König.
Zorneskopf ganz dicht heran, schäumt:
„Du Elender.
Leben schenken, nicht trübsinnig in den feuchten Federn
des Meeres tränken. Was habt ihr angerichtet? Wie soll
das Spiel nun weitergehen?“, wütet Claudio.
„Kein Leid bringt Gewinn, mein Bruder. Diese Gruft, am
Boden des Ozeans ist unsere Heimat. Teile mit mir den
Thron und feiere deine Feste hier, am Busen des Meeres!“
Prinz Claudio: „Als wate ich im grünen Pfuhl? Umgebe
mich mit diesem Volke? Zu Füßen, Moder und Gestank.
Was nennst du Heimat, was Leben, du Ungeheuer?“
Der König, das Haupt erhoben: „Der Verheißung steht der
Wille nach! Nicht mein Urteil hat uns zu dem gemacht.
Natur, sie zog und fasste uns. Geduld. Gemeinsam ruhen
wir nun in dieser Gruft.
Im wundersam schwarzen Atlantik, unserem Zuhause.
Lass dich treiben in dieser schönen Grausamkeit!“
Im Kreise sich drehend, mit ausgestreckten Armen deutend, der Prinz:
„Wo Wind, wo Weib? Wer spielt die Musik?
Ach Bruder, niemals kann das ein Leuchtturm sein! Kein Licht
weist meinen Weg. Aufsteigen werde ich, in diesem Boote
dort.
Streife ab mein Leichenhemd. Auf bald, Casimir. Ich
werde dich laden zu Feste.“
Der König, ihm nachblickend: „Gehabt euch wohl!“
Und über ihnen frohlockt Poseidon, befriedigt seiner
Macht. So sei es.

VORHANG ZU



Kritteleien

Michael Wenzel

Aufwertung des Anfangs-Y

Ys yst ynerklärlich, yieso yieser Yuchstabe yo yelten yrscheint, yiewohl yr yanz yaszinierend ylingt.

Abwertung des A's

Es ist doch völlig unlogisch und widersinnig, wieso dieses komische Schriftzeichen so oft erscheint, wiewohl jedes Wort ohne es besser und reicher und wilder klingt.

Werbung für das Anfangs-X

Bei Xanten ist die X-Achse xerographisch festgelegt, während der Xylometer in X-Einheiten doch durch die Verwendung von Xanthin und Xanthophyll xerokopiert. Wir hoffen, dass Xanthippe hier wenig xeniert.

Eliminierung des Z

Die meisten sind sowieso bankrotte griechische Worte: von *Zänogenese bis Zygoma* und *Zytotoxität*, plus *Zyniker*. Alle Z-Worte lassen sich problemlos durch bewährtes und überkommenes deutsches Wortgut ersetzen, zum Beispiel *zivil* durch **bürgerlich**, *Zigeuner* durch **Herumtreiber**, *Zoo* durch **Tierpark** usw. Die *Zeit* sollte sowieso genauer bestimmt werden. *Zigarette* sollte völlig verschwinden oder **Kippe** heißen. **Beisammen** klingt eh schöner als *zusammen*, **beide** schöner als *zwei*. Bleibt nur die Zahl *Zehn*. Vorschlag: **beide Hände voll**.

Beibehaltung von Anfangs-Ph

Umgekehrt muss unter allen Umständen dem sich ausbreitenden Unwesen, das Anfangs-Ph durch ein vulgäres F zu ersetzen, Einhalt geboten werden (siehe Foto, Fantasie und dergleichen). Bei dem Wort Farmaindustrie oder Frase würde doch jeder an Rinderzucht denken, der Philosoph wäre ein Dauertrinker und die Fykologie (eigentlich Algenkunde) hätte einen obszönen Beigeschmack. Dass der Fallus so nicht stehen kann, erklärt sich von alleine, bei Fon oder Fot oder Fobie bekommt jeder Augentrübung und Fußpilz.

Aufwertung der Vorsilbe über

Überdenken statt *nachdenken*, **überbraten** statt *niederhauen*, **überbürden** statt *abarbeiten*, **übereignen** statt *geben*, **überfischen** statt *leer angeln*, **übersprudeln** statt *vollreden*, **überreißen** statt *zu hoch schlagen* usw., dazu treten herrliche deutsche Adjektive: **überdeutlich**, **übereilt**, **überfleißig**, **überkommen**, **überspitzt**. Die Vorsilbe **über** ersetzt dumme Füllsel aus der Soap- oder Dummsprache wie *total* und *völlig*.

Unsägliche Verwendung von Wunder (wunder)

In einem aufgeklärten, entmythologisierten Zeitalter ist der Begriff *Wunder*, selbst schon als Floskel (blaues *Wunder*, *wunder* wie dumm, *wunderhübsch* etc.) zu meiden. Die Begriffe *Wunderheilung* bis *Wunderlampe* entfalten nur in Märchen und esoterischen Schriften ihre segens- und geldvermehrnde Wirkung. Die Zeit von *Wunderwerken* und *Wundertüten* ist vorbei, und man sollte (kann) sich sowieso über nichts mehr *wundern*.

Verständnisprobleme mit ein- (Ein-)

Es ist nicht immer einsichtig, ob das Präfix *ein-* (*Ein-*) die *Einmaligkeit* betont oder im Kontext von *hinein* zu verstehen ist. Klar ist es bei *einmalig*, *Einbaum*, *einarmig*, *eintürig* und *Einstundentakt* und (hoffentlich) *Einehe*. Offenkundig ist zu dem bei *eintunken*, *Einwickelpapier*, *einäschern*, *Einmauerung*. Bei *Einschuss* sieht das schon anders aus. Ihm (ihr) ist mit *einem* Schuss *hineingeschossen* worden, was man bei Krimis ständig sieht oder liest. Fast alle *Einladungen* sind nur *einmal*. *Einödhof* versteht kaum einer *eindeutig*. In eine *einmalige* Öde hat noch einer *einen* Hof *hineingesetzt*. Ganz schwierig ist *einfach*. Facht man das nun *hinein* oder kommt das *einmal* in ein Fach. Der *Eingang* ist (meist) nur *einmal*, sonst doch wohl *Eingänge*.

Eliminierung von Einzelvokalen oder Verdopplungen von Vokalen oder Verdreifachungen usw.

Völlig zwei- bis dreideutig:

a! (wohlgetan, erkannt, gut geschmeckt), aa (kurz) (in der Kindersprache: Kot machen)

iiii! (igittigitt), i (bewahre!), i (wo! ich?)

o (o ja!, o weh, o wie schade, oha, oho etc.), oo(o)! (ohne Ort, das war überhaupt nichts)

u (toll, erschreckend, in bin hingerissen) uu!!! (unter Umständen wird das was mit uns).l

Abkürzungen mit A und nötige Übersetzung

Er war bei seiner letzten Abf. (man könnte auch sagen beim AbK) im letzten Agz, also A.D., was sowohl der AiD und ABV des AKs bezeugen können. Der Abt.-L. war abs.

Er ist nun a. a. O. Legen wir alles a. A., a. P. (die Aufl. folgt sogleich).

Er war bei seiner letzten Abfahrt (man könnte auch sagen beim Abkratzen) im letzten Aggregatzustand, also Außer Dienst, was der Arzt im Dienst und der Abschnittsbevollmächtigte des Armeekorps bezeugen können. Der Abteilungsleiter war abwesend.

Er ist nun am angeführten Ort. Legen wir alles ad Acta. Wissen wir doch alle.

Michael Wenzel, in Aschaffenburg 1953 geboren, Studium der klassischen Philologie, Theologie und Psychologie. Schreibt Prosa. Lehrer. Arbeitet und lebt in Augsburg. Etwa fünfzig Einzelveröffentlichungen in Anthologien, Sammelbänden und Zeitschriften. Mehrmalige Veröffentlichungen in: Der Mongole wartet, Styx, Paloma, Gegenwind, die horen, Zeitriss, Muschelhaufen, Kult. Zahlreiche Lesungen. Einige Auszeichnungen, u.a. Literaturpreis der Universität Bamberg (Fragmente 2000), Literaturpreis der evangelischen Kirche für Kurzgeschichten 2010.

gute geschichten

Hans-Jürgen Buch

gute geschichten

selten gibt es gute geschichten
die sich zum konsumieren eignen.
meistens dienen die mittelmäßigen
nur der dämpfung
und werden als ausruhen deklariert,
damit du nicht schreist
wenn du den betrug entdeckst.

hans-jürgen buch, jahrgang 1952,
designer, erfasst seit 1986 für ihn
wichtige gedanken und erlebnisse in
gedichtform. dabei widmet er sich
neben seinem inneren auch mal poli-
tischen themen und männlichen sehn-
süchten.

(aus *in mir*, gedichte über die jahre, 2013, Debras-Verlag)

Jürgen Janson: IS-Zerstörungen



wenn ...

Noemi Josephine Buch

wenn...

wenn der tod dir aus den augen spricht
wenn er herz und seele und den leib erwischt
wenn seine hand dein inneres zerquetscht, zerbeißt
wenn jeder halt zerreißt
wenn die blumen farblos werden
wenn alle schönen töne sterben
wenn dich nichts erreicht, du nichts ergreifst
wenn dein glück und alle freude schleift
wenn das zittern kommt und dich in händen hält
wenn dein innerstes in tiefste tiefen fällt
wenn du nur ins leere starrst
und alles stirbt was du einst warst!

(aus *in mir*, gedichte über die jahre, 2013, Debras-Verlag)

noemi josephine buch, jahrgang 1983, psychologiestudentin in innsbruck, schreibt seit 1998 gedichte, die sehr viel mit ihrem seelenleben zu tun haben und einen blick in das leben ihrer generation erlauben.

Verblendet

Nico Feiden

Nächtliche Schatten, Junkies und Mörder, Unwissende mit Maßanzügen der Regierung verloren in einer Welt der Wehmut.

Das Geheul einer ganzen Generation im wahnsinnigen Andromedanebel über der Stadt.

Die Zeit ist ein Moloch, gedankenlos wie der letzte Wunsch einer sterbenden Welt.

Komm schon, das Leben ist kurz, lass es uns tun...

Lass uns nicht an Morgen denken und in der Ekstase der Gegenwart die Unendlichkeit feiern.

Lass uns das Trübsal der Städte mal kurz vergessen und die Natur unsere Heimat nennen.

Lass uns mit der Geduld der Bäume in die Ewigkeit wachsen.

Lass uns den Lebenden zur Mahnung eine Hommage an den Frieden singen, und ein Orchester soll uns begleiten, mit Trompeten und Schreien und Heiligkeit.

Lass uns den Wind der verlorenen Jugend auf unseren kahlen Köpfen spüren.

Lass uns den konformen Gott der Regierung stürzen und für die Individualität unserer Freiheit bluten.

Lass uns einen Freudenschrei, ein Halleluja, ein heiliges Halleluja auf alle heimatlosen Herzen singen.

Lass uns den Konflikt suchen zwischen gut sein wollen und gut sein sollen, während idiotische Vögel von den Ästen trällern.

Lass uns die Sonne als Anwalt der klagenden Nebelschwaden bestechen.

Lass uns die Hölle mit Rucksack und Zelt und einer Karte von Dante durchreisen.

Lass uns noch ein letztes Mal romantisch sein, bevor die Liebe stirbt.

Lass uns nur einen kurzen Augenblick innehalten, um zu überlegen, was wir wirklich wollen.

Komm schon, das Leben ist kurz und alles ist verblendet ...

Nico Feiden geboren 1993 in Zell (Mosel). Seit 2012 ist er schriftstellerisch tätig und hat neben zwei Lyrikbänden (Das Geheul der nackten Welt / Die Tragik der Existenz) einen Reiseroman veröffentlicht (Auf den Straßen – Aufzeichnungen eines Reisenden). Im April ist er auf Lesereise durch Südtirol.

rowohlt

Weltkrieg, Verliebter

Gregor van Dülmen

Wir sahen uns einen dieser amerikanischen Industriefilme an. In denen immer ungefähr die gleiche Musik eingesetzt und eine Variation auf das immer gleiche Drehbuch in immer neue Bilder gefasst wird. Bei diesem hatte ich sogar das Gefühl, die Bilder schon mal gesehen zu haben. Nachos helfen, doch heilen nicht. Cola hält mich wach. Am Ende lieben sich alle, obwohl es zwischendurch gar nicht mal so aussah. Und ich hasse die Welt. Doch ich bin ihr verpflichtet.

Das Mädchen, mit dem ich unterwegs bin, gefällt mir, doch es kann es nicht wert sein. Ich stehe vor einer alten Bekannten: nämlich der Auswahl, sie entweder glücklich zu machen oder ehrlich zu ihr zu sein. Das ist das gute Leben? Dann würde mich das schlechte interessieren.

Ich befinde mich in einem Kampfgraben. Er war eigentlich von der französischen Armee ausgehoben worden. Doch durch den Einsatz von Giftgas und Granaten konnten wir ihn einnehmen. Das war gut, denn es gibt hier ein Vorratslager mit einer großen Auswahl an Konserven, und so mussten wir nicht erst noch einen eigenen Graben ausheben. Bisher habe ich nur ein paar Zähne und ein Ohr verloren. Da hatte ich sogar ein paar Tage nach Hause zu meiner Freundin gedurft. Etwas explodiert, wir werden durch die Luft geschleudert. Es hatte einigen Abstand, ich komme wieder zu Bewusstsein, bin voller Blut und Dreck, doch atme. Und das Blut ist nicht von mir. Die Knochen und Kleiderfetzen auch nicht.

Vielleicht werden sie unsere Geschichte einmal verfilmen. Etwas explodiert. Mit heroischer Musik. Ich sollte auf mein verbleibendes Ohr aufpassen. Und wir sollten den Krieg gewinnen, damit wir in dem Film gut wegkommen. Also nehme ich eine Granate und beobachte die Feindlinie, die ungefähr hundert Meter entfernt am Waldrand liegt. Soweit werde ich nicht werfen können, doch auf die Entfernung würde ich auch mit meinem Gewehr keinen treffen. Mit meinem Ohr habe ich auch ein Stück meines Gleichgewichtsinns verloren. Ich muss vorstoßen, vielleicht begleitet mich einer. Ich sehe nach, wer noch lebt und muss eine ganze Weile laufen. Ich finde einen General, der vor Schmerzen schreit, und erzähle ihm von meinem Plan. Der verweist mich auf den Marschall im Lager, der sicher ein paar Männer mobilisieren könne. Ob ich ihn mitnehmen könnte. Das kostet Zeit. Im Lager gibt es was zu essen. Etwas explodiert. Diesmal näher. Ich habe den General umsonst getragen. Ich erzähle dem Marschall von meinem Plan, der mich anschreit. Also allein.

Ein paar Granaten werden sie ablenken. Ich nehme so viele ich tragen kann und klemme sie unter meinen linken Arm. Dann nehme ich eine und beiße den Zünder heraus. Ich warte und werfe sie. Nehme die nächste. Dann wieder eine. Und eine vierte noch. Ich lege in meinem Arm welche nach und riskiere einen Blick. Der ganze Acker ist voller Staub. Also los! Ich springe aus dem Graben und renne viele Meter bis zu einem Gebüsch. Ich bin nah an der Linie. Lasse die Granaten auf den Boden fallen und gehe in die Hocke. Ich kann jetzt Einzelne erkennen und nehme eine Granate. Immer noch ist die Luft voller Staub, sie erkennen mich nicht. Ich werfe die erste. Dann die zweite. Sie explodieren furchtbar laut, ich höre Schreie, dann Schüsse. Dann immer weiter. Sie explodieren. Schreie. Schüsse. Sie explodieren. Schüsse. Sie explodieren. Schreie. Sie explodieren. Dann nichts mehr.

Ich lege mich auf den Boden und ziehe mein Gewehr. Entsichere es, doch es klickt nicht. Betrachte es. Es ist scharf, doch hat nicht geklickt. Ich habe einen Verdacht. Ich schreie, doch ich hör mich nicht. Mein Trommelfell. Die anderen leben und schießen noch. Mein Schrei hat mich verraten. Ich kann nur noch in den Staub schießen, kann nichts erkennen. Dann treffen sie mich. An der

Schulter. Kann das Gewehr nicht mehr halten, nur noch rennen. Dann treffen sie mich. In den Rücken. Kann nicht mehr rennen, gehe zu Boden. Kann noch kriechen. Krieche, doch der Weg ist zu weit. Und der Staub ist verschwunden. Krieche, doch der Schmerz ist unerträglich. Dann treffen sie mich. Ins Bein. Kann nicht mehr kriechen, nur noch liegen. Drehe mich herum, sehe den Himmel, sehe ein paar Vögel.

Ich liebe die Welt. Doch kann sie nicht halten. Alles ist hell. Dann treffen sie mich. Weiß nicht mehr wo, hab keinen Körper mehr. Keinen Körper, keine Welt. Nur noch Schmerzen.

Wahrheit oder Glück? Ich stehe wieder vor der Frage. Beides nicht, denke ich. Heute nicht. „Der Film war toll“, sage ich. „Aber ich will dich nicht mehr sehen.“

Gregor van Dülmen, geboren 1988, studiert im Master Philosophie in Berlin. Er schreibt erst seit kurzer Zeit Prosatexte. 2014 hat er mit einer Geschichte den „Jugendkunstpreis der Stadt Erkner“ erhalten und publizierte auch schon in „Die Novelle. Zeitschrift für Experimentelles“.

Leser(innen)briefe

Sehr geehrter Herr Heins,

der März kommt und mit ihm die Vorfreude auf die neue **ex**perimenta. Höchste Zeit, Ihnen auf Ihren Kommentar „Die Kolonialisierung der Pressefreiheit“ in der Februarausgabe zu antworten, bevor er in den Annalen verschwindet.

Sie haben mir aus dem Herzen und aus dem Geist gesprochen. Das war wohltuend und zugleich ermutigend:

Pressefreiheit – ja, unbedingt, ein wichtiges Gut unserer Demokratie. (Ich weiß, wovon ich spreche, da ich selbst einen Teil meines Lebens in der DDR verbracht habe...) Doch entbindet Pressefreiheit nicht, darüber nachzudenken, dass das Geschriebene, und sei der Inhalt noch so objektiv, mittels der gewählten Form Botschaften aussendet, die ihrerseits Wirkungen erzeugen. Welche, gut oder böse, das hat der Schreibende mit in der Hand. Vorausgesetzt, dass er sich mit dem Gegenüber ernsthaft beschäftigt, und zwar in dreifacher Hinsicht: mit dem, worüber er schreibt, mit dem, für wen er schreibt und mit dem, der es lesen wird. Zu lernen in jedem Kommunikationsseminar.

Und ich möchte es noch ergänzen: Es ist unklug, den Ungebildeten mit klugen Argumenten (schlimmstenfalls gepaart mit zynischem Tonfall) in die Enge zu drängen. Es ist ein Zeichen von Schwäche, dem Schwächeren nur mit Stärke zu begegnen. Warum? Weil ständiges Bedrängtsein von einer Übermacht, ständiges Zurückgeworfensein auf die eigene Chancenlosigkeit letztendlich böse und aggressiv macht. Spätestens seit Goethes Faust sollten wir wissen, dass das Böse letztlich das Gute schafft.

Gemeinsam reden wäre nicht nur eine schöne Alternative, es ist höchste Zeit dazu. Es ist alarmierend, dass nun bereits Pegida den Begriff „Lügenpresse“ und das „Nicht-Reden“ als probate Mittel für sich entdeckt hat. Aber wen wundert es:

Dem ständigen Besserwisser hört keiner mehr zu. Vom ewig Überlegenen wendet man sich ab. Dem Wortverdrehler wird nichts mehr mitgeteilt.

So manche Talkshow entlässt den Zuschauer/hörer in tiefer Ratlosigkeit. Er weiß nun nicht nur, dass er nichts weiß, sondern dass auch die sogenannten Experten nichts wissen. Sollte einem da nicht Angst werden? Oder tut es nur gut, sie streiten zu sehen?

Dabei haben Presse und Kommunikationsmedien die breitesten Möglichkeiten, dem „Volk“ die Kunst des Dialogs vorzuleben, nämlich in Rede und Gegenrede zu Erkenntnissen! zu kommen. Das beherrschten schon die alten Griechen.

Es ist höchste Zeit, dass die Presse ihre Lektionen lernt. Aber dazu müsste sie wohl über ihren eigenen Schatten, den der Auflagenhöhe und der Einschaltquoten, springen. Wir bleiben gespannt ...

Mit freundlichen Grüßen

V. Sieber, Ulm

Danke für so viele Funken, Flausen und Geistesblitze. Eine wahre Inspiration.

Viele Grüße

Jutta Janzen, Darmstadt

Schattenspiel

Björn Sommersacher

Eine rostige Abendsonne floss über den Hügel, auf dem Anatol und Maximilian saßen und schales Bier aus Flaschen tranken. Hinter ihnen stand die alte, steinerne Festungsanlage, und sie dösten in ihren zerbeulten Liegestühlen, rauchten und redeten wenig. Nicht weit vor ihnen befand sich die Böschung, die den Festungshügel von der Stadt trennte. Von hier oben hatten sie einen Blick fast auf das gesamte Stadtgebiet, von den verworrenen Gassen der Altstadt mit den alten Kirchen und Handelshäusern zu den kreisförmig außenrum angelegten Verwaltungsblöcken und Wohnanlagen bis hinaus zu den Gewerbeparks und Industrieflächen am Rand der Stadt.

Zwischen den Tischen eines sonnenbeschiedenen Cafés huscht ein zartes Mädchen hastig umher. Die Rufe der Gäste, die Teller und Gläser in der Hand, was übrig bleibt, sind trotz der Hektik und Eile, ihre traurigen, fast wie ausgequetscht wirkenden Augen.

Anatol schien zu schlafen, seine Zigarette fiel ihm beinahe aus der Hand und eine halb

leer getrunkene Bierflasche lag umgekippt im knöchelhohen Gras neben ihm. Maximilian tippte Nachrichten in sein Telefon, dazwischen nahm er einen Schluck Bier oder blickte sich um. Ob sich jemand in ihre Nähe verirrt, ein Mädchen vielleicht oder sonst wer. Die beiden waren Freunde, seit sie sich in einem Einführungsseminar zur Ethik der Antike vor sechs Jahren kennengelernt hatten. Maximilian arbeitete seit seinem Abschluss als Volontär für die Zeitung, ein Butterkäse-, ja bestenfalls ein Emmentalerblatt, wie Anatol, Doktorand der Philosophie und verhinderter Literat, oft scherzte. Ihre Freundschaft hatte einen Riß bekommen in der letzten Zeit. Maximilian konnte Anatols schlecht begründete Arroganz und die pathologische Passivität, die sein Freund an den Tag legte, immer öfter kaum mehr ertragen. Die Geschäftigkeit und die Abhängigkeiten, in die sich Maximilian jeden Tag aufs Neue verstrickte, für Anatol waren sie unbegreiflich und ja, fast erschienen sie ihm wie ein Verrat an der Freundschaft. Doch sie hatten ihre Wahl getroffen und auch jetzt,

in den rostigen Liegestühlen, folgten sie der jeweils eigentümlichen. Der eine dösend und gar nicht recht anwesend, der andere noch in die Geschäfte des Tages verwickelt und daher wohl auch: etwas abwesend.

Am Stadtrand in einem Industriegebiet steckt ein schlaksiger Junge seine Stempelkarte in die Stechuhr einer Druckerei. Hinter ihm schieben die Kollegen, in der Halle der Vorarbeiter, der Junge senkt seine fahlen Augen, bevor ihn der Geruch nach Druckerschwärze und das Zischen der Maschinen gefangen nehmen.

Der Schatten, den die uralte Festung auf die Wiese warf, gab den beiden Freunden eine angenehme Kühle und Erholung von der Hitze des Tages. Anatol hatte sich aufgerappelt, die Beine im Schneidersitz über die Lehnen des Liegestuhls gekreuzt und begonnen, in einem dicken, zerfledderten Taschenbuch zu lesen. Maximilian trank weiter Bier und tippte auf der spiegelhaften Oberfläche seines Telefons herum „was liest du? immer noch diesen russen?“ „mhh, oblomov“ sagte Anatol. „beneidenswert, ich lese ja nur noch die Pressemitteilungen“, als er das sagte, presste sich Maximilian ein verschämtes Lächeln durch den rechten Mundwinkel. Wenn er versuchte, sich zu erinnern, welches Buch er zuletzt gelesen hatte, kam er nicht darauf, dahinter nur eine Wüste aus Worten, Sätzen und sinnlosen Bezügen. Die Stadt unter den beiden wirkte friedlich und ruhig. Der Fluss fräste sein altes Bett in ihre Mitte, und die Häuser sahen aus wie etwas Unerschütterliches. Etwas, das den Bewohnern Schutz und Sicherheit bot. Doch Maximilian und Anatol wussten beide, definitiv und insgeheim, dass dies durchaus ein Trugschluss sein konnte.

In einer vom gestrigen Regen und allnächtlichen Unrat verdreckten Gasse schleppt eine alte Frau zwei Plastiktüten vor eine Haustür. Sie stellt sie unter der Türklinke ab, lehnt sich an den Türstock und schnauft, weil ihr die Luft wegbleibt. Ihr Gesicht ist eingefallen und ihre schwarzen Augen starren müde auf den Gulli am Rinnstein, in den das Abwasser sickert.

Maximilian richtete sich ein wenig auf, indem er sich mit den Ellbogen auf die Armlehnen seines Liegestuhls stützte, und hustete ganz

leise. Keine Reaktion, Anatol lag unbeweglich mit halb geschlossenen Augen und dem Oblomov auf seinem Bauch, nur von Zeit zu Zeit bewegte er die Beine oder kratzte sich mit der linken Hand zwischen Hemd und Brust „ana, noch ein bier? die werden langsam warm.“ Nach einer Weile grummelte Anatol „ja, warum nicht. gib mir eins, bitte.“ Aus dem Stoffbeutel, der hinter den beiden in der Wiese lag, holte Maximilian zwei Bier, dann setzte er sich wieder in seinen Liegestuhl „was wollen wir noch machen? gehen wir bei jonas vorbei oder wollen wir ins kino?“ „weiß nicht, lass uns hier liegen, bis die sonne untergetaucht ist. und dann, ich würd gern zu leni.“ „du hast doch nicht mal ihre nummer, sollen wir sie von hier oben mit dem fernglas suchen?“

Ein junger Anzugträger, gelehnt an die Kaimauer. Die Krawatte hängt ihm wie ein loser Strick um den Hals, und er fährt sich mit der Hand durch die Haare. Er fummelt einen Kaugummi aus seinem Jackett, seine Augen flattern wie der Hemdzipfel im Wind, der ihm über die Hose gerutscht ist.

Anatol hatte das Buch in die Wiese gelegt und drehte eine Zigarette, die er Maximilian in den Schoß warf. „danke, ana. was ist eigentlich aus dieser liebesgeschichte geworden. du weißt schon, die dreieckskiste, die besser läuft als bei hemingway im garten eden.“

Anatol schnaupte in seine Bierflasche, zog die Mundwinkel nach hinten und fuhr sich verlegen durch die Haare „ach das. ich weiß nicht. irgendwie habe ich den faden verloren und ich weiß nicht mehr, ob so ein dreiecksding überhaupt funktionieren kann. die ersten kapitel hab ich geschrieben, die kennst du ja, und was danach noch kam, ich weiß nicht. vielleicht schreib ich es irgendwann zu ende, wenn ein mädchen zu leni oder zu mir kommt und sagt, dass sie bereit wäre, uns zu teilen, dann vielleicht.“ Er lächelte, als er das sagte und trank von seinem Bier, als würde er im Scherz darauf anstoßen und als wäre es trotzdem eine besiegelte Sache. Maximilian blaffte mit der Zigarette im Mund zurück „so ein blödsinn. du hast leni ein mal, vielleicht zwei mal gesehen und nichts unternommen, um irgendwas mit ihr voranzubringen. wie kannst du dann von noch

einem anderen mädchen reden, ich versteh das nicht. schreib dein buch, dann produzierst du wenigstens etwas und nicht nur schwere luft und geisterfrauen.“

Ein Kind, an der Hand einer schicken Mutter, die es hinter sich herzieht, während sie ein dunkles Handelshaus verlassen. Die Mutter hat ein Bündel Noten unter dem Arm und es eilig. Das Mädchen, einen Geigenkoffer auf dem schwachen Rücken, steckt zurück und weint sich den Glanz aus den kleinen Augen.

Ein Telefon fiepte, Maximilian zuckte leicht zusammen und las die Textnachricht. Ein leiser Seufzer verließ seinen Mund, die Reportage für das Wochenendmagazin musste bereits morgen Vormittag in den Satz. Anatol registrierte das Unbehagen, das Maximilian befallen hatte, aber statt darauf einzugehen, sagte er „du könntest ja mal nach ihrer nummer recherchieren, maxime, schließlich bist du ja jetzt journalist. dann ruf ich sie an, bestimmt.“ Maximilian antwortete nicht, aber in ihm formierte sich der in letzter Zeit oft bemerkte Widerstand gegen seinen Freund. Die Unverfrorenheit und Abschätzigkeit mit der Anatol seine Bemühungen um eine Existenzgrundlage immer wieder schmähte, kratzten an seinem Selbstbild. Der Lärm der Leute, die in dem Biergarten zusammenkamen, der nur ein paar Meter von der Wiese mit den Liegestühlen entfernt im Schatten der Festungsanlage neben einer Baumgruppe lag, drang wie fremdes Gemurmel zu Maximilian und Anatol herüber. Immer lauter, je später es wurde. Die Dämmerung begann langsam hinter dem Festungshügel hervorzukriechen und ein leichter Nieselregen setzte ein. Maximilian war verärgert und wollte, dass Anatol es zu spüren bekam „selbst dann würdest du dich noch verstecken. lieber nur mit dem hirnkasten anbeten als hingehen und handeln. das war doch schon immer deine vorgehensweise, werter freund.“

Ein Mädchen in einer Uniform am Straßenrand, die Schminke verlaufen und die Finger, die eine abgebrannte Zigarette halten, zittern. Als der Lichtkegel eines heranschleichenden Pkws in ihr vom Alter zerfurchtes Gesicht fährt, schließt das Mädchen seine müden, blau unterlaufenen Augen.

Die beiden schwiegen für eine Weile und starrten in den Kessel, in dem die Stadt lag. Dann stand Maximilian auf und lief ein paar Schritte bis vor an den Felsabhang, an dessen unteres Ende sich die verdreckten Hinterhöfe der ersten Wohnhäuser anschlossen. Ein paar Kinder spielten dort Fußball, ihr Geschrei segelte bis zu Maximilian herauf. Ein fatter Mann trat zu den Kindern aus einem der Hintereingänge, er hatte ein Sandwich in der Hand und sein Hemd hing aus der Hose. Er rief den Kindern etwas zu und mischte sich in ihr Spiel. Maximilian schien es von oben so, als würde der fette Mann für beide Seiten spielen, er lachte immerfort und biß ab und zu in sein riesiges Sandwich. Maximilian gefiel es, die Kinder und den dicken Mann zu beobachten, aber dann riß er sich los von diesem Familienspiel, das wohl auch ohne ihn noch eine Weile andauern würde. Als er wieder zu den Liegestühlen zurückkam, stand Anatol, der bereits seit heute Nachmittag mit seinem Liegestuhl verwachsen war, schwerfällig auf. Beinahe sah es so aus, als würde er sich von einer Last befreien, indem er das rostige Gestänge abschüttelte.

Hinter einem Fenster einer Stadtvilla, ein alter Mann, der den Reihen auf seinem Bildschirm zu folgen versucht. Sie entgleiten ihm, zerfasern und verrutschen. Das Gesicht des Mannes liegt in Falten, seine Füße schleifen nervös über den schweren Perserteppich und in seinen grauen Augen spiegeln sich die Zahlenkolonnen.

Als sich Maximilian wieder setzte, platzte etwas aus Anatol heraus, das er gar nicht meinen konnte „ich hab das anders gemeint eben, tut mir leid.“ Anatol fing an, unruhig auf und ab zu laufen und Maximilian, obwohl er das gar nicht wollen konnte, ging auf die Entschuldigung ein. „ja, schon gut. du musst ja nichts anfangen mit deinem leben. das geht mich auch nichts an.“ In Wirklichkeit aber schäumte es schon in ihm. „unfassbar, diese arroganz“, dachte er. Anatol, der jetzt hellwach erschien, holte Luft und begann „nicht ganz. jeder sollte versuchen, das mögliche zu verwirklichen. seine eigenen anlagen so montieren, dass sie zu hochtoure auflaufen. nur gibt es leider in meinem fall wirklich nichts mögliches. meine anlagen setzen sich aus lethargie, fortdauernder entschei-

dungsschwäche, einer generellen unlust allen beschäftigungen gegenüber und einer fauligen zufriedenheit zusammen. sicherlich, das sind schwerwiegende frevel. an mir selbst und an allen, die sich mit mir abgeben. ein faulpelz und saboteur der eigenen sache, und doch nur ein panisches tier.“ Maximilian starrte seinen Freund an, und der leichte Regen tropfte weiter vom Himmel herunter. Er rauchte und rieb sich mit der Hand über Schläfe und Wange und begann, wie er es meistens tat, wenn Anatol eine längere Äußerung von sich ließ, zu resignieren. Zwar sicher vor Bewunderung und Neid, aber doch auch, weil er Anatols Gerede ablehnte. „aber trotzdem oder gerade deshalb, die aktivität, die allen hier verordnet, ja eigentlich doch aufgezwungen wird, sie ist mindestens ein ebenso großer frevel. immer wieder anfangen, arbeiten, aufhören und wieder von vorn. und wozu? der zwang, sich immer mit dem abzugeben, was man selbst niemals sein kann. ein ding unter dingen. selbst im besten fall reicht es nur zum ingenieur. daran zerbrechen die leute. dann lebt man zwar, sagen sie, aber dann nimmt man sich auch das leben. der rücken wird krumm und die augen trüben sich ein. und das leben, das schaut und die dinge als das erkennt, was sie sind, kriecht schon am ausgang der jugend.“

Ein Mann mittleren Alters im abgetragenen Zwirn auf der Dachterrasse einer guten Adresse. Die Geschäftspartner am Gehen und Lachen, vor ihm auf dem Tisch ein Lederetui mit der Rechnung und daneben ein klebriges Glas Sauternes. Die Krümel der Tarte an seinem Revers und in seinen milchweißen Augen eine Verzweiflung, abgrundtief und schwer wie das Portemonnaie in seiner rechten Hand.

„das kann es jetzt nicht sein“, dachte Maximilian und schrabbte mit den Füßen über das Gras vor seinem Liegestuhl. „aber was soll's“, dachte er weiter, „ich kenne die litanei ja nur zu gut, soll er sein programm eben abspielen.“ Während die Dämmerung sich immer fester um den Festungshügel schloss, warf die sinkende Sonne die Schatten der beiden Freunde auf die mächtige Steinmauer der Festung. Ein Schauspiel oder ein seltsamer Tanz, der eine im Liegestuhl gekrümmte und

eine aufgerichtete, gestikulierenden Gestalt zeigte, die wie ein Geist oder Vampir vielleicht um den Gekrümmten kreiste, als umgarne sie und als wolle sie ihn verschlingen. „ich kann so nicht leben. aktivität bedeutet selbstverlust, und der beginn des selbstverlusts ist das hereinbrechen des unglücks. schau dich an. du rennst und fährst dinge hinterher, die nicht die deinen sind. sicher, du wirst was dabei, aber du verrätst dich. wenn du wählen könntest, du würdest jederzeit dich selbst wählen und nicht die dinge. nur du und die luft in der zeit.“ Die Worte Anatols trafen Maximilian doch wieder mehr als er gedacht hatte. Ein Biß, irgendwo in der Brust. Der Regen hatte irgendwann aufgehört, das Schauspiel und die Festung lagen schließlich in einem ungewöhnlich hellen Mondschein. Maximilian erhob sich aus seinem Liegestuhl, „behalt deine reden doch für dich. du weißt genau, das leben ist für die meisten menschen ein kampf. immerzu, jeden tag aufs neue. und keiner, das kannst du dir merken ...“ Maximilian trat näher an Anatol, der gut einen Kopf größer war, heran und hob die Hand, während er mit fester Stimme, vielleicht von der Kühle, vielleicht von der Gereiztheit her, weitersprach „... keiner macht das, weil er eine wahl hat. die menschen machen das, weil es keinen anderen weg gibt. deine arroganz, dein unverschämtes glück und dein langsam austrocknendes talent bewahren dich davor. nur deshalb kannst du deine tage vergeuden und dich zurückziehen...“ Maximilian wuchs auf zu einer erstaunlichen Größe, zumindest wuchs sein Schatten auf der Mauer über den von Anatol hinaus, der, während Maximilian weitersprach, zusammensank und gekrümmt zurückwich Richtung Böschung. „...ich kann mir das nicht mehr anhören, deine reden, die nur verschleiern, dass du angst hast, irgendwo für irgendetwas – ja, von mir aus: für irgendein verdammtes ding – einzustehen. ich geh jetzt, anatol. wir sehen uns oder auch nicht. mona wartet auf mich und morgen, ja, da muss ich früh raus.“ Maximilian schleuderte seine Bierflasche ins Gras, nahm seine Jacke und den Liegestuhl, und bevor er verschwand, warf er noch einen Blick zurück auf seinen Freund, der mit einem sonderbaren Lächeln, das im Mondschein zuckte, am Abgrund stand. Anatol blieb an der

Böschung, die Hände in den Hosentaschen, stehen und ließ seinen Freund gehen. Er hatte es nicht anders erwartet und kommen sehen. Die Geräusche aus dem Biergarten waren verklungen, nur die Lampions in den Bäumen leuchteten noch matt. Er zündete sich eine Zigarette an, blickte in die Stadt hinunter und begann ein murmelndes Gespräch mit der Nacht. „sie hat ihn fest im griff und eines tages wird sie ihn dahinraffen und dann wird er sich längst vergessen haben und mich natürlich auch. die aktivität ist ein brocken, sinnlos und schwer und irgendwann zermalmt sie auch den letzten...“.

Bjoern Sommersacher, geboren 1982 in Kungsängen (Schweden), lebt und arbeitet als Verlagsangestellter in Nürnberg. Nach dem Abitur studierte er Germanistik, Philosophie und Wirtschaftswissenschaften in Erlangen. Sein besonderes literarisches Interesse gilt der Einbettung des Individuums in die postindustriellen Arbeitsprozesse, außerdem übersetzt er gerne aus dem Englischen.

Foto: Carlotta Ostmann, Buchladen London



In den steinernen Wehrgängen, die von der Festungsanlage in die Altstadt führen, schleicht ein junger Mann im Mondschein langsam abwärts. Hinter sich her zieht er einen zusammengeklappten Liegestuhl und an seiner rechten Schulter schwankt ein Stoffbeutel mit leeren Bierflaschen. Sein Gesicht ist müde und seine Augen trüben sich nach innen, dorthin, wo sich bereits sein grauer und drückender Morgen befindet.

Foto: Christoph Kerkovius, St. Marien DBL 2





Foto: Christoph Kerkovius, St. Marien DBL 3



Foto: Christoph Kerkovius, Seerosen 1a

Die eigene Rolle in der Welt verstehen

Erinnern – Schreiben – Bewahren

Fortsetzung: Teil 4 der Reihe „Wir schreiben Kalender“

von Monika Zachhuber

„Wenn du deine Rolle in der Welt besser verstehen willst, dann schreib“, so der brasilianische Schriftsteller Paulo Coelho über die Suche nach dem eigenen Lebenssinn. In dieser Ausgabe der **eXperimenta** möchte ich Ihnen einige meiner SchreibWeg-BegleiterInnen vorstellen, die nicht nur seit sechs Jahren den Schreibkalender Sechs Worte und mehr mitschreiben, sondern mich mit ihren spannenden Erinnerungsprojekten immer wieder aufs Neue inspirieren und mir und vielleicht auch Ihnen den Sinn dieses Tuns verdeutlichen.

10 Jahre Tagebuch- und Erinnerungsarchiv TEA Berlin

Inspiziert vom Europaprojekt „Telling Europe“ gründet die Autorin und Schreibwerkstattleiterin **Karin Manke-Hengsbach** 2005 das TEA am Heimatmuseum Berlin-Treptow. Begonnen hat alles allerdings schon viel früher mit regelmäßigen Erinnerungstreffen und der bereits 1993 entstandenen **Treptower Schreibwerkstatt**, die auch heute noch besteht. Infolge von Schreibworkshops und Schreibaufrufen wie zum Beispiel „Das kollektive Tagebuch“ entstehen immer mehr Texte. Der naheliegende Schritt: der Aufbau eines Archivs mit dem Ziel, Lebensdokumente nichtprominenter Menschen aus ganz Deutschland zu sammeln. Bald füllen Briefe, Fotos, Lebensdokumente, Erinnerungen aller Lebensstufen, Reiseberichte, Poesiealben, Zeitschriften und Magazine alter Jahrgänge und nicht zuletzt handgeschriebene Tagebücher bis in die Jahre vor dem ersten Weltkrieg die Regale – ein Fundus der besonderen Art!

Private, soziale, wissenschaftliche Interessent_innen und Institutionen können das TEA nutzen. So kann Fortbildungsarbeit, Jugend- und Altenbetreuung durch eine Auseinandersetzung mit lebensgeschichtlichen Berichten gefördert werden, ein wissenschaftlicher Beirat unterstützt dabei.

Viele Aktivitäten wie Gesprächsrunden, Anleitung einer Lesegruppe, Seminare, Führungen, öffentliche Lesungen, Publikation von Schriften und thematische Buchreihen befördern und ergänzen das kontinuierliche Sammeln für das Archiv. Ehrenamtliche Helfer_innen für den weiteren Aufbau und die Pflege des Archivs sind jederzeit willkommen, sie werden immer gebraucht. Die Aufzeichnungen im TEA bleiben so am Leben. Alle drei Monate erscheint zudem die **Vereinsschrift „TEA informiert“**.

In vielen Veröffentlichungen und Projekten geht es um das Aufarbeiten der Beziehungen zwischen Ost- und West-Deutschland (vor und nach dem Mauerbau und -fall). „Zu Wahrheiten vereint“, eine spannende Anthologie-Reihe in mittlerweile vier Bänden, erscheint seit 2009 im Berliner **Beggerow Verlag**.





Karin Manke-Hengsbach, geboren 1946 in Erfurt, Berufe: Buchhändlerin und Bibliothekarin. Von 1993 bis 2009 am Heimatmuseum Berlin-Treptow tätig, seit 2005 Leitung des Tagebuch- und Erinnerungsarchivs TEA, „Tagebücher sind Gespräche unter vier Augen.“ Herausgeberin von über 20 Anthologien und Autorin von Versuch, einen Berg zu umarmen. Bilanz einer Freundschaft – Wege zu Franz Fühmann, seit 2013 Leiterin des Beggerow Verlags.

Nach dem Tod des Verlegers und Autors Rainer Hengsbach-Parcham 2012 übernimmt Karin Manke-Hengsbach die Verlagsleitung.

Was weiß man/frau wirklich vom Leben eines Heimkindes in der DDR? Dieses Thema greift die jüngste Publikation des Verlags auf: Ein Heim – und doch ein Zuhause?, die in Zusammenarbeit mit Sabrina Knüppel (Initiative Königsheider Eichhörnchen) entstanden ist. Sie befasst sich mit den Lebensgeschichten von ehemaligen Heimkindern des Berliner Kinderheims Königsheide, des ehemals größten Kinderheims der DDR.

**Karin Manke-Hengsbach/
Sabrina Knüppel (Hg.)**

**Ein Heim –
und doch ein Zuhause?**

Heimecho Band I
Heimkinder und
Zeitzeugen erzählen
352 Seiten, broschiert, Berlin:
Beggerow Verlag 2015
ISBN 978-3-936103-38-0
€ 14,90



Seit 2012 ist das TEA außerdem Ausrichter des jährlichen Tagebuchtages in Berlin und Brandenburg, einer Initiative aus Wien, welche zudem auch in London vertreten ist und die ich Ihnen als Nächstes vorstellen möchte.

Danke, liebes Tagebuch!

Seit 2006 organisiert die Malerin **Traute Molik-Riemer** österreichweit den **Tagebuchtag**, der heuer wieder mit vielen Veranstaltungen rund um den **11. November 2015** stattfinden wird. Geplant ist dazu erstmals eine internationale Diarist_innen-Tagung in Wien in Zusammenarbeit mit Karin Manke-Hengsbach. In dem folgenden Kalenderbeitrag „Danke, liebes Tagebuch“ beschreibt Traute Molik-Riemer ihre ganz persönliche Faszination, die das Tagebuchschreiben seit ihrer Kindheit auf sie ausübt.

„Zum 12. Geburtstag schenkte mir meine Mutter ein in – fast echtes – Leder gebundenes Tagebuch mit Schloss und Schlüssel. Sie versprach sich Milderung meiner pubertätsbedingten Launenhaftigkeit. Ich hingegen sah das Buch als Aufforderung zur zusätzlichen Hausübung und ließ es vorerst unbenutzt. Wenig später begann ich aber, in einfache Hefte zu schreiben, die unter meinen Schulsachen nicht auffielen. In das „offizielle“ Buch schrieb ich nur hin und wieder kurze Notizen, denn ich bildete mir ein, meine Mutter würde es heimlich lesen. [...]

Meine billigen Schreibhefte saugten die eingebildeten Geheimnisse und die hochtrabenden Gedanken meiner Teenagerzeit willig auf, die anfänglich mit der Füllfeder hingeschmiert, später mit Bleistift oder Kugelschreiber stenografiert wurden. Ich schrieb nie so konsequent wie Friedrich Hebbel, der zwar erst mit 22 Jahren ein Tagebuch zu führen begann, aber diese Übung bis zu seinem Tode fast täglich fortsetzte, wobei er schon in seiner ersten Eintragung an späteren Ruhm

und einen möglichen Biografen dachte. Ich dachte weder an Ruhm noch an Biografen, noch daran, dem Lauf meiner Tage ein Denkmal zu setzen. Das Tagebuch war für mich mehr ein stilles Selbstgespräch, mit dem ich – wie mit einem guten Freund – Erlebtes rekapitulierte und Probleme wälzte. Man muss nicht unbedingt introvertierter Einzelgänger sein, um Tagebuch zu führen, im Gegenteil: Wer das Gespräch mit anderen sucht, sucht es auch mit sich selbst.

Es gab auch Zeiten in meinem Leben, wo der Dialog mit dem Tagebuch verstummte, weil Kind und Mann und Arbeit einfach keine besinnlichen Minuten oder Stunden zuließen. Dann gab es nur Kalender mit den täglich eingetragenen Terminen.

Ein Leben in abgemessenen Zeitspannen, fast roboterhaft. Erst in einer Zeit des Unglücks besann ich mich wieder auf das Tagebuch, holte die alten Hefte hervor und las die Geschichten meiner Jugend. Was mir dabei klar wurde, war, dass auf ein Tief immer wieder eine Zeit des Glücks folgte und dass ich mein Leben bisher sehr gut gemeistert hatte. Diese Erkenntnis gab mir neues Selbstvertrauen und Hoffnung, es auch diesmal zu schaffen. Seit jener Zeit schreibe ich wieder am „Roman meines Lebens“, manchmal täglich, manchmal mit größeren Abständen, nicht unter Zwang und nicht mit eiserner Konsequenz, einfach nur zur Entspannung.

Es gibt Menschen, die vermachen ihren Körper der Medizin. Ich vermache vielleicht meine Lebensaufzeichnungen der Wissenschaft. Es gibt an der Wiener Universität das Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, das private Tagebücher für historische Forschungen sammelt. Die „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ besitzt bereits über 3000 Lebensgeschichten, vielleicht auch einmal meine.

Ja, ich möchte Dir danken, liebes Tagebuch, dass Du mir geholfen hast, mich selbst zu finden in den Wirren der jugendlichen Entwicklung und in den guten und schlechten Tagen meines Lebens.“

(Auszug aus: Traute Molik-Riemer: Danke, liebes Tagebuch, in Sechs Worte und mehr über die Liebe, Kalender 2012, Wien: Ebbe & Flut Textwerkstatt 2011, S. 218 f.)



Traute Molik-Riemer, geboren in Kiel, kam mit fünf Jahren nach Niederösterreich, später nach Wien. Seit 1970 Werbegrafikerin; Autorin zweier Bücher über Gesundheit mit Wasser. Seit 2003 malt sie Ölbilder (zahlreiche Ausstellungen im In- und Ausland), seit 2006 Organisation des Tagebuchtages.

Menschen schreiben Geschichte

Günter Müller leitet seit 2003 die **Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen** an der Universität Wien. Dort werden wie im TEA Berlin ebenfalls schriftliche Lebensaufzeichnungen als sozial- und kulturgeschichtliche Dokumente gesammelt, aufbewahrt und von Fachleuten aus verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen und Gesellschaftsbereichen nachgefragt. Seit über 30 Jahren erscheinen im **Böhlau Verlag** ausgewählte Manuskripte in der Buchreihe „Damit es nicht verlorengeht ...“.

Leseproben aus dem autobiografischen Textarchiv (bzw. aus den privaten Schubladen vieler schreibfreudiger Menschen) sind seit 2011 in einem „interaktiven Erinnerungsalbum“ auf www.MenschenSchreibenGeschichte.at zugänglich. Diese Internet-Plattform lädt auch Sie zum Mitmachen ein und bietet darüber hinaus viele Austauschmöglichkeiten für autobiografisch Schreibende online und face-to-face.

Günter Müller, seit 2003 Sammlungsleiter der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ an der Universität Wien; Koordination und wissenschaftliches Lektorat der Editionsreihe „Damit es nicht verlorengeht ...“ im Böhlau Verlag, Autor und Herausgeber.

6-Worte-Schreibaufruf

Und jetzt, liebe **eXperimenta**-Leser_innen, möchte auch ich Sie wieder zum Schreiben anregen: Für den Schreibkalender 2016 „*Sechs Worte und mehr über Versöhnung*“ (erscheint 9/2015 bei Ebbe & Flut Textwerkstatt Wien) suchen wir noch für den Kalenderteil „6-Worte-Tagebuch“ autobiografische 6-Worte-Geschichten. Für die Beiträge gibt es leider kein Honorar, dafür werden unter den Einsendungen drei Schreibkalender verlost. Erzählen Sie eine Geschichte in nur sechs Worten über:

WahnSinn in Kriegszeiten

Versöhnung

(Anmerkung: Jeder Strich steht hier für ein Wort)

Schicken Sie Ihre Beiträge (bis zu 4 pro Person) bitte **bis 30. Juni 2015** mit Namen und Adresse an: office@ebbeundflut.at Betreff: **eXperimenta** 6 Worte

Weitere Info: www.ebbeundflut.at

Kontakt zu den im Beitrag genannten Initiativen:

TEA – Tagebuch- und Erinnerungsarchiv Berlin e.V.

c/o Karin Manke-Hengsbach (Archivanfragen, Buchbestellungen, Schreibwerkstatt)

Herrenhausstraße 19

12487 Berlin

Tel.: 030/5346673

E-Mail: karin-manke@freenet.de

www.tea-berlin.de

www.facebook.com/teainberlin

www.beggerow-verlag.de

www.stiftung-koenigsheide.de (Erinnerungsprojekt Kinderheim Königsheide)

Tagebuchtag

Initiatorin: Traute Molik-Riemer

E-Mail: traute-molik-riemer@gmail.com

www.tagebuchtag.at

Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen an der Universität Wien

Leitung: Mag. Günter Müller

Universitätsring 1,

1010 Wien

Tel.: +43/1/4277-41306

E-Mail: lebensgeschichten@univie.ac.at

www.MenschenSchreibenGeschichte.at (Erinnerungsplattform)

www.boehlau-verlag.com (Buchreihe: Damit es nicht verlorengeht ...)

Info zum Kalender-Schreibprojekt und zu Schreibworkshops mit Monika Zachhuber Jeder Mensch hat eine Geschichte ...:

1.–4. Mai 2015 am Attersee (A): Das Kind in uns

2.–5. Juli 2015 in Eichgraben/Wienerwald (A): für EinsteigerInnen

23.–26. Juli 2015 in Eichgraben/Wienerwald (A): für Fortgeschrittene

4.–10. Oktober 2015 auf der Ostseeinsel Hiddensee: Auf den Spuren meines Lebens

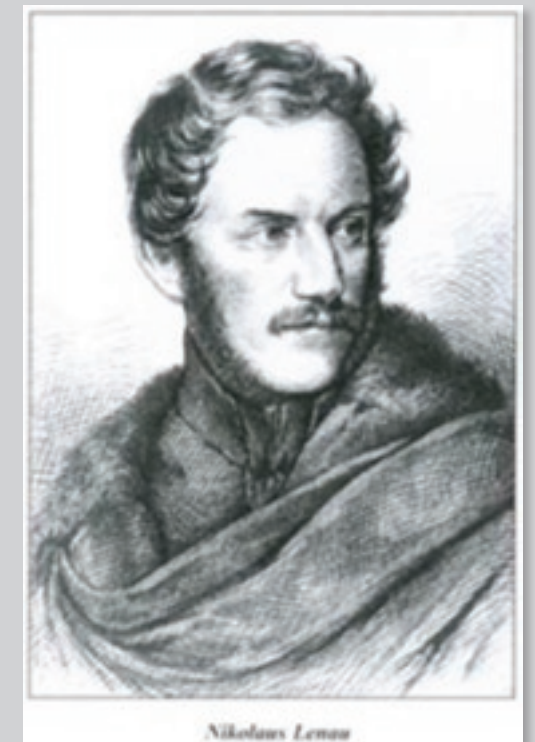
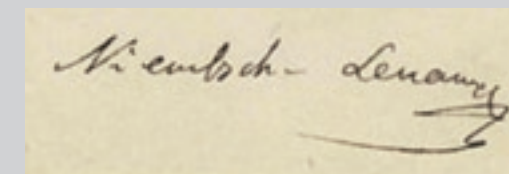
E-Mail: office@ebbeundflut.at

Monika Zachhuber, geboren 1963 in Linz/Donau (A), Studium der Germanistik an der Uni Salzburg. In vielen Berufswelten Erfahrungen und Geschichten gesammelt. 1994–2005 selbstständige Buchhändlerin, Ausbildung zur Gruppenleiterin für Biografisches Schreiben an der Alice Salomon Hochschule Berlin, Weiterbildung in der Werkstätte Buchverlag, Wien. Begleitet seit 2004 auto-/biografische Schreibprojekte im Rahmen ihrer Schreibwerkstatt Jeder Mensch hat eine Geschichte und gibt seit 2009 den Schreibkalender Sechs Worte und mehr ... heraus. (Über)Lebt in Wien. „Schreiben ist eine Insel im Meer des Lebens.“

Der Klassiker

Nikolaus Lenau

Die Liebe hat die Welt erschaffen,
und nur durch die Liebe
lernen wir sie begreifen



Nikolaus Lenau, eigentlich *Nikolaus Franz Niembsch* (seit 1820) *Edler von Strehlenau* (* 13. August 1802 in Csátád (deutsch: *Tschadat*, seit 1926 Lenuheim) im Banat, Königreich Ungarn, heute Rumänien; † 22. August 1850 in Oberdöbling, heute ein Stadtteil Wiens), war ein österreichischer Schriftsteller des Biedermeier.
Quelle: Wikipedia

Wortschatz

Traude Veran

Der Programmierer meines PC konnte rechtschreiben.

Der Programmierer meines PC konnte denken.

Ich kann rechtschreiben.

Ich kann denken.

Ich schreibe	Der PC kennt das nicht und schlägt vor:
Stalaktiten	Stahlaktien
Titanen	Teetassen
Schlafmaschine	Schleifmaschine
Farbenbogen	Fragebogen
Türmer	Trümmer
Troja	Trauma
Hohlorgan	Hologramm
Kaisertum	kassierten
Kontrapunkt	Knotenpunkt
Weltsystem	westlichsten
treibst's	Treibstoffes
Sternlein	sterilen
Engelszungen	Entgleisungen

Die Sprache spricht mich

Für Milan Rúžicka

Ja, du hast recht, die Sprache spricht uns. Vielleicht spricht sie mich jetzt ein bisschen tschechischer als früher. Einen Text ganz wörtlich übersetzen: den Zusammenprall zweier Denkweisen heraufbeschwören – vielleicht kommt ein Drittes dabei heraus, Poesie:

Orientieren wir sich nach hilfs Durchführens. Wenn das Aufsucher haben auf Fürschau Prags nur einigviele der Tage, zusammenmitteln sich ihr Beschlagnahme auf Erkenntnis Zentrums Prags. Ausweg für füßliches Erkennen historischen Kernes Prags sich steht füßliche Zone auf königlichem Wege. Nach ihr sich Touristen erlangen von pulverigem Tore über Karls Brücke bis auf Prager Schloss.

Traude Veran, geb. 1934 in Wien, als Sozialarbeiterin und Psychologin in Deutschland und Österreich tätig, seit der Pensionierung Schriftstellerin und Gärtnerin, hat neben einer Reihe von Sachbüchern etwa 20 literarische Bände geschrieben bzw. übersetzt. Sie lebt wieder in Wien. www.letternfilter.at

Regenzeit Polaroid, Teil Zwei

Saskia Trebing

Aber so war es nicht immer. Der Regen nahm dem Waldboden den letzten Halt und ließ ihn in braunen Bächen die Hänge hinunter laufen. Unsere Hütte stand in einer Kuhle, und langsam machte ich mir Sorgen, wie lange das morsche Holz dem Wasser standhalten würde. Ich schob den Gedanken beiseite und ließ ab und zu ein wenig Werkzeug von der Baustelle mitgehen. An einem Mittwochabend trug ich auf dem Heimweg eine Flasche Sekt unter meiner Jacke. Ich hatte im Pausenraum einen Geldschein in einer Jackentasche gefunden. Es gab etwas zu feiern. An diesem Abend gab es zwei Jahre Alba und mich.

Sie saß auf dem Bett und las dasselbe Buch wie immer. Sie sah konzentriert und kurzsichtig aus, die Stirn in Falten, der Rücken sehr gerade. Mir kam es vor, als hätte sie sich seit dem Morgen nicht aus ihrem Schneidersitz bewegt. Sie schaute nicht auf, als ich in den Raum trat. Ich stellte die Sektflasche auf den Boden und leerte die Eimer aus. Sie musste mich gehört haben, aber sie starrte in ihr Buch.

Ich ließ mich rückwärts aufs Bett fallen.

„Darf ich die Dame kurz in die Wirklichkeit ausleihen?“ Ich zupfte an einer Haarsträhne. „Ich bringe sie auch vor Einbruch der Dunkelheit zurück.“

Alba blickte auf und ihre Augen waren völlig leer, als müsste sie überlegen, ob sie mich schon mal gesehen hatte. Dann fand ihr Blick ein Ziel, irgendwo auf meiner Stirn, und sie lächelte.

„Wenn es unbedingt sein muss, du weißt, ich bin sehr beschäftigt.“

Ich ließ den Satz in der Luft hängen. Ich wollte schon länger mit ihr reden. Aber obwohl ich jeden Zentimeter ihres Körpers kannte, fand ich keinen Punkt, an dem ich ansetzen konnte.

Ich deutete auf die Sektflasche. „Du weißt, welcher Tag heute ist?“

Sie nickte. „Zwei Jahre schon“, sagte ich. „Wer hätte gedacht, dass wir es so lange miteinander aushalten?“

Alba legte ihren Kopf auf meine Brust und drehte ihn langsam hin und her. Ein sanfter Druck über meinem Herzen.

„Das muss ein Missverständnis sein“, murmelte sie. „Niemand hält es solange miteinander aus.“

Wir tranken den Sekt aus der Flasche und Alba erzählte von früher. Früher, das konnte bei ihr überall sein, vor 15 Minuten oder 15 Jahren, sie sagte nie aus welcher Zeit sie ihre Erinnerungen holte.

„Ich habe früher manchmal geglaubt, dass ich morgens nicht mehr aufwache.“, sagte sie. „Ich habe dann abends allen erzählt, was mit meinen Sachen passieren soll.“

Sie ließ die Geschichte in der Luft hängen wie ihren trägen Zigarettenrauch. Alles war irgendwann früher passiert.

„Und heute?“, fragte ich. „Heute habe ich nichts mehr, was ich verschenken könnte.Ich weiß nicht, wo mein Gefühl herkam, vielleicht war es der Sekt, oder der Vorwurf, den ich in Albas Worten hörte. Plötzlich überkam mich eine Wut, die sich blitzschnell in mir ausbreitete. Ich setzte mich mit einem Ruck auf und rutschte weg von ihr. „Wie lange glaubst du soll das eigentlich noch weitergehen?“, fauchte ich.

Ich war lauter als ich wollte. Alba zuckte zusammen als wäre ich ein Elektrozaun. „Ich renne jeden Tag durch den Wald und baue Pools für reiche Säcke, damit du hier sitzen und dir leid tun kannst. Wie lange soll ich das machen?“

Alba sah mich entgeistert an.

„Das fragst du mich!“, sagte sie mit aufgesperrten Augen. „Jetzt auf einmal fragst du mich, was passieren soll? Wo du sonst auf alles eine Antwort hast. Wer hat denn beschlossen, dass ich Zeit brauche, damit ich weiß, was ich will?“

Sie deutete auf einen Haufen Papiere in einer Ecke, auf denen Wörter standen und wieder durchgestrichen waren.

„Du willst, dass ich wieder schreibe, und gleichzeitig willst du, dass ich Böden wische oder für eklige alte Männer Bier zapfe, damit sie mir Geld in den Ausschnitt stecken. Und warum? Damit ich ein bisschen Einsatz zeige? Ich halte das nicht aus, wenn du mich so unter Druck setzt. Du weißt, dass ich das nicht aushalte! Du weißt doch, wie ich bin!“

Ihre Schultern begannen zu zittern. Ein unheilvolles Beben, das die Explosion ankündigte. Bitte nicht, dachte ich. Niemand konnte weinen wie Alba. Sie war die Urform eines Wolkenbruchs, der Superlativ der Regenzeit vor dem Fenster. Sie schlug die Hände vors Gesicht und heulte. Ihr ganzer Körper wurde von ihrem Schluchzen geschüttelt. Sie wurde schwerer und sank in die Kissen. Ihre Haare trennten ihr Gesicht von meinem wie ein schwarzer strähniger Vorhang.

Das ist nicht fair, konnte ich noch denken, bevor meine Wut wie Wasserfarbe an mir herunterfloss. Ich streckte die Hand aus und wollte ihren Rücken streicheln. Nicht weinen, Alba! Bitte! Alba! Bitte!

Sie zuckte zurück und schüttelte meine Hand ab. Sie heulte noch lauter. Ich berührte sie wieder. Und wieder! Beim vierten Mal wehrte sie sich nicht mehr. Ich streichelte ihren zitternden Rücken, und sie kam mir so klein vor. Versunken in ihren dunklen Gedanken. Nicht zum ersten Mal fühlte ich mich schuldig. Weil ich sie hier sitzen ließ. Weil ich nicht stark genug für uns beide war.

Alba wimmerte jetzt nur noch und endlich atmete sie ruhiger.

„Ich habe es so satt, dass du wie meine Mutter klingst“, sagte sie mit Rost auf der Stimme.

Die Tränen perlten von ihren Wimpern, und jetzt sah sie angriffslustig aus.

„Das heißt, als meine Mutter noch sprechen konnte. Heute vor fünf Jahren habe ich sie zum letzten Mal gesehen. Da hat sie mich nur noch angestarrt.“ Entschlossen wischte sie sich den Rotz von den Lippen. „Und du fragst mich ob ich weiß, welcher Tag heute ist.“

Später lagen wir schweigend nebeneinander. Ich betupfte Albas Wangen mit meinen aufgeweichten Fingerspitzen, in denen ich die Tränen und Regentropfen dieses Sommers sammelte. Es fühlte sich an, als würde ich sie mit fremden Händen streicheln. Wir teilten uns den restlichen Sekt, und nach einer Weile ließ sie sich von mir auf den Mund küssen. Auf einmal lag sie mit ihrem Federkörper auf mir. Ihre Bewegungen waren bestimmt und heftig, so als wollte sie mich niederringen. Ich kam viel zu schnell, und sie wisperte mir ein „Macht nichts“ ins Ohr. Dann rollte sie sich in meiner Armbeuge zusammen. Sie schlief sofort ein, und ich hielt mich am Prasseln des Regens fest.

Den Brief fand ich am nächsten Morgen. Der Wind riss an den Fensterläden. Der ganze Wald schien zu beben. Im Radio hatten sie vor einem Unwetter gewarnt. Ich sammelte ein paar Kleidungsstücke vom Fußboden zusammen, die langsam wirklich zu stinken begannen. Im Hotel gab es schon Waschmaschinen. Ich griff in Albas Jackentasche und fand einen zerknüllten Zettel. Er war zu einem faustgroßen Rechteck gefaltet, aber ich sah den Adresskopf. Es war die förmliche Aufforderung, unverzüglich unsere Hütte zu räumen, ansonsten müssten wir mit einer Anzeige wegen Hausfriedensbruch rechnen. „Wir mögen euch, aber unsere Geduld ist zu Ende“,

hatte jemand handschriftlich daneben gekritzelt. Darunter eine Unterschrift – wahrscheinlich der Schreibtischmann.

Mein Herz fiel mir in die Schuhsohlen. Natürlich wusste ich, dass es kommen musste. Aber ich hatte auf mehr Zeit gehofft, vielleicht bis zum Winter, wenn es sowieso zu kalt wurde. Ich hatte auf die Tür gewartet, die sich öffnen würde und an der ich bisher einfach vorbeigelaufen war. Ich schüttelte Alba und hielt ihr den Brief vors Gesicht.

„Waren das deine Tee-Spaziergänger?“ schrie ich sie an. „Ist das das Haus am Meer und der Weinkeller?“

Albas Blick war glasig und unendlich weit entfernt. Ich raffte die Kleidungsstücke in eine Tasche und stürmte nach draußen. Der Wind riss mir beinahe den Brief aus der Hand. Ich stopfte ihn tief in meine Hosentasche, um ihn einigermaßen trocken zu halten. Erst an der Arbeit sah ich, dass er drei Wochen alt war.

Am Abend wusste ich, dass es nur eine Möglichkeit gab. Wir mussten meine Eltern anrufen. Sie würden toben und predigen, was hatten sie ihrem Kind eigentlich beigebracht, aber sie würden uns nicht hier draußen lassen. Ich dachte daran, wie ich mit Alba in der Raumschiffapete meines Jugendzimmers lag. Ich wusste nicht einmal, ob es dieses Zimmer noch gab. Aber irgendein Zimmer würde es geben. Meinen Stolz hatte ich im Laufe dieses Tages in ein Hotelbadezimmer eingemauert. Wir würden neu anfangen, irgendwo anders, aber erst nachdem Alba mir den Brief erklärt hatte. Ich hatte sie nie verstanden und wollte es auch gar nicht. Aber ich wollte wissen, warum sie sich so anstrengte, mich zu treffen. Sie war kein Mensch, der ein Geheimnis bewahren konnte.

Auf dem Heimweg von der Baustelle sammelte ich Mut und Ärger. Ich stellte mir ihr Gesicht vor. Sollte sie doch heulen! Um mich herum bogen sich die Bäume. Sollte sie doch heulen! Ich musste meine ganze Kraft aufwenden, um die Tür zu schließen. Ich holte Luft und wollte etwas sagen. Die Hütte war leer. Die Bettdecke lag auf dem Boden und das Laken war von der Matratze gerissen. Im Raum gab es keinen Ort, an dem man sich verstecken konnte. Es gab keinen anderen Ort, an dem Alba sein konnte. Keinen Ort außer diesem.

Die Angst traf mich wie ein Gewitterblitz. Ich wollte nach draußen und sie suchen, ich sah sie gestolpert im Wald liegen. Ich riss die Tür wieder auf und schrie sinnlos ihren Namen in den Wind. Es war fast dunkel, und der Sturm riss mir die Worte aus dem Mund. Ich flüchtete mich unter die Bettdecke. Ich lauschte ins Unwetter und wartete auf ein Türklappern. Es kam nicht. Es musste eine Erklärung geben. Sie wollte mich abholen, und wir hatten uns verpasst. Ihr Handy lag auf dem Nachttisch. Der Regen hämmerte den Takt meines Herzens aufs Dach. In meinem Kopf waren Fetzen von Alba. Die Kissen rochen nach ihrem ungewaschenen Haar. Einmal, vor ein paar Monaten, war sie eine Nacht nicht nach Hause gekommen. Am nächsten Tag war sie noch zerstreuter als sonst und konnte mir nicht in die Augen schauen. Aber danach durfte ich sie ein paar Tage nicht allein lassen.

„Geh nie wieder weg“, hatte sie immer wieder in meinen Pullover gemurmelt. Als wäre ich verschwunden und nicht sie.

Ich sah sie verloren im Wald herumirren. Die Bilder und die Angst setzten sich nach und nach zu einem einzigen Gedanken zusammen. Wenn sie wiederkommt, wird alles gut. Es wurde ein Mantra, vielleicht ein Gebet. Dann werde ich besser auf sie aufpassen. Ich wollte ihren Kassettenrekorder anstellen, aber die Lautsprecher blieben stumm. Wahrscheinlich war ein Kabel nass geworden. Ich hämmerte auf die Play-Taste. Der Rekorder war tot. Bevor ich wusste was ich tat, schleuderte ich den schwarzen Kasten gegen die Wand. Das Plastikgehäuse zersplitterte in synthetische Scherben. Erschocken hockte ich mich neben die Trümmer und strich über eine scharfe Plastikkante. Erst leicht, dann immer fester, bis meine Fingerspitze blutete. Es tat nicht

weh, und ich leckte das Blut ab, bis mein ganzer Mund nach Eisen schmeckte. Irgendwann fiel ich in einen unruhigen Schlaf und träumte von einer Kleiderspur, die sich durch den Wald zog. Es waren unsere Kleider. Ich versuchte sie einzusammeln, aber es hingen immer neue Stofffetzen in den Bäumen um mich herum. Es war unmöglich, dachte ich irgendwo im Halbschlaf. Wenn sie wiederkommt, wird alles gut.

Als ich im Morgengrauen hochschreckte, war der Sturm noch stärker geworden. Die Wände schienen zu wackeln, und es tropfte aus neuen Stellen. Ich tastete die Matratze ab. Alba war nicht da, und die Angst kehrte mit voller Wucht zurück. Jetzt konnte ich nicht mehr hierbleiben. Ich stieg in meine Hose und die Schuhe und warf den Regenmantel über. Ich hatte keine Ahnung, wo ich anfangen sollte. Der Wind schlug die losen Fenster gegen die Rahmen.

Dann flog die Tür auf, und eine Gestalt wehte in die Hütte. Atemlos blieb sie in der Mitte des Zimmers stehen. Alba trug eine Jacke, die ich noch nie gesehen hatte. Sie triefte vor Nässe, und ihr Haar klebte ihr im Gesicht. Ich stieß einen erstickten Laut aus und stürzte mich auf sie. Ich umarmte und küsste sie und strich ihr das Wasser aus dem Gesicht.

„Wo warst du?“ fragte ich, während mir Tränen über die Wangen liefen. „Wo zum Teufel warst du?“

Alba lachte. „Was ist denn los? Du wolltest doch, dass ich nicht immer hier rumhocke.“

Ihre Wangen waren rot vom Wind. Ich starrte sie ungläubig an. Wenn sie wiederkommt wird alles gut.

Ich hielt sie noch fester und vergrub mein Gesicht in ihren Haaren. Dann zuckte ich zurück. Sie roch nach Regen, aber auch nach Shampoo. Ein Duft von künstlichem Apfel, den ich nicht an ihr kannte. Ein Geruch, den es hier nicht gab.

Dann der Knall. Ein mächtiger Donner ließ uns zusammenzucken. Neben uns krachten plötzlich die Ziegel auf den Boden. Die vollen Plastikeimer flogen durchs Zimmer und fluteten den Holzboden. Der Wind riss an unseren Kleidern. Plötzlich schauten wir direkt in den Himmel. Der Sturm riss fast das gesamte Dach mit sich. Funken stoben aus den abgerissenen Leitungen, der Regen prasselte auf uns herab. „Raus!“ schrie ich Alba an, die sich gegen die Wand drückte. „Gleich brennt doch hier alles!“

Ich griff nach ihrer Hand und rannte los. Wir nahmen nichts mit, was denn auch, und nahmen den Weg zur Hotelbaustelle. Alba hing schwer an meinem Arm. Sie stolperte mehr als dass sie lief.

„Was ist los?“ rief ich.

Sie schüttelte nur den Kopf. Ich zog sie zu ein paar großen Felsen, die mit ihren Kanten eine Art Dach bildeten.

„Warte hier!“, rief ich und drückte sie in die provisorische Höhle. „Ich laufe zum Hotel und hole ein Auto. Dann hole ich dich ab.“

Sie nickte und kauerte sich auf den Boden. Alle Kraft schien aus ihrem Katzenkörper verschwunden zu sein. Ich rannte weiter ohne zurückzuschauen. Ich rannte einfach kopflos davon, als wäre noch ein Platz auf Noahs Arche frei. Es war fünf Uhr morgens. Wer sollte jetzt auf der Baustelle sein? Die Sintflut spülte mich weiter. Ich rannte mit ausgestreckten Armen, um keinen Baum zu treffen. Durch den Regen war alles schemenhaft. Eine hölzerne Menge, die sich nicht teilen ließ. Ich folgte einfach dem Waldweg, aber das Hotel kam nicht. Ich lief weiter. Das Hotel kam nicht. Plötzlich hörte der Weg auf. Ich hatte mich verlaufen. Ich stand keuchend vor einem See, den ich noch nie gesehen hatte. Ich sah die Umrisse eines kleinen Gebäudes und lief nach links. Es war ein Unterstand aus groben Holzstämmen. In der Dämmerung konnte ich sehen, dass darin drei Kanus lagen. Ich zwängte mich unter das Dach zwischen die Boote und sperrte das Unwetter aus. Ich fühlte meinen rasenden Puls und die Erschöpfung in meinem Körper. Ich

legte mich auf die Holzplanken und versuchte zu atmen. Der Geruch nach nassem Holz und Farbe war seltsam beruhigend. Die Boote warteten geduldig auf ihre Stadtfamilien.

Ich weiß nicht, wie lange ich dort lag. Irgendwann verlor das Unwetter an Kraft. Der Wind wurde schwächer, und dann hörte es auf zu regnen. Das Wasser tropfte nur noch von den Bäumen wie geschlagene Soldaten nach der Kapitulation. Die Stille war überwältigend. Ich kletterte aus dem Unterstand und ging in Richtung des Sees. Die Erde dampfte. Über dem Wasser hing der Nebel wie über einem Kessel Zaubertrank. Ich zerrte ein Kanu aus dem Unterstand und zog es fast bis zum Wasser. In meinen nassen Kleidern saß ich am Strand wie angespült. In mir breitete sich eine Ruhe aus, die ich lange nicht gefühlt hatte. Ohne das Prasseln des Regens hörte ich meinen Atem. Ein und aus. Ich dachte an Alba. Der Gedanke riss sich los. Flüchtig wie der Dunst über dem dunklen Wasser. Am anderen Ufer erkannte ich einen Umriss, der das Hotel sein musste. Genau gegenüber und sehr, sehr weit weg.

Saskia Trebing wurde 1987 geboren im osthessischen Bad Hersfeld, absolvierte ihr Zeitungsvolontariat bei der „Hessischen Niedersächsischen Allgemeinen“ in Kassel und lebt als Studentin der Literatur- und Kunstwissenschaften sowie als Kunstvermittlerin und freie Journalistin in Berlin. Neben den Geschichten zum Broterwerb verfasst sie Prosatexte und organisiert Lesungen in Berlin. Saskia Trebing ist Mitbegründerin und -betreiberin der Online Literaturplattform www.54stories.de.



Foto: Christoph Kerkovius, Deutsche Bank FFM 4



Foto: Christoph Kerkovius, Der Sonne entgegen

Salzaroma

Simon Bethge

Du bist alleine zum Strand gelaufen und hast den Papierdrachen im Zimmer gelassen. Hier liegt er im Halbschatten der Jalousien und seine Farben verlaufen mit den Kaffeeflecken auf dem Tisch. Sein Holzkreuz ist gebrochen und du hattest dir die Splitter eingefangen wie eine Infektion, als du ihn kleben wolltest. Er wird wohl nie mehr fliegen.

Du bist alleine zum Strand gelaufen und hier stehen deine Wanderstiefel. Die Matschflecken darauf verbreiten einen kränklich geflickten Touch. Die Ösen sind abgenutzt und du brauchst neue Schnürsenkel; sie sind ganz zerfleddert von den vielen Schleifen, die du damit gebunden hast. Das Geschäft, in dem du sie gefunden hast, gibt es jetzt nicht mehr. Du hattest dich gleich verliebt in das abgeblätterte Frühlingsgrün über der Tür. Wenn man sie öffnete, schlugen winzigste Glocken dagegen. Der Mann hinter dem Tresen hatte ein Gesicht wie Kohlepapier und das Salzaroma seiner Haut vermischte sich allmählich mit der abgestandenen Ladenluft. Aber ja, er war nett. Er wusste, dass jeder Kunde sein letzter sein könnte und war deswegen besonders vorsichtig mit seinen Worten.

Siehst du seine langen Fingernägel langsam das Schuhregister durchblättern, jeder Buchstabe hinter fleckigem Laminat erstickt. Er tastet sich die Leiter ganz hinten im Laden hoch, Sprosse für Sprosse, und verschwindet irgendwo in den Untiefen der Regale. Dann kommt er zurück, bläst den Staub von einem gelben Karton und kniet sich vor dich hin. Und es macht dich traurig, wie er das tut. Irgendwie erwartest du, dass in dem Karton keine Schuhe, sondern ein Ring liegt. Aber nur für einen Moment.

Du bist alleine zum Strand gelaufen und es dampft noch aus deiner Tasse. Die Süßstoffplatten müssen sich jetzt schon mikroskopisch klein zersetzt haben, immer nur zwei, seit Jahren. Am Rand der Tasse sind bunte Flecken, da wo dein Mund sie berührt hat. Brauner Bodensatz und das Orange deiner Lippen haben ganz neue Regenbögen auf den Rand gemalt. Auch ihr Boden hat kleine symmetrische Kreise auf dem Weiß der Tischdecke entstehen lassen, du malst wie Kandinsky, unbewusst.

Da stehen meine Schuhe, mit zerlaufenen Sohlen lehnen sie wie weggeworfen an der Wand und schauen mich mit ihren Ösen erschöpft an. Ich werde mal nach draußen gehen. Bestimmt vergräbt das Wasser deine Füße jetzt im schützenden Sand. Und ich kann dein Schulterlächeln auf keinem Photo einfangen. Zuhause ist verdammt weit weg, aber wir haben's ja nicht anders gewollt.

Das hier ist nicht Woodstock. Das sind nur zwei Ausreißer.

Simon Bethge, geboren 1996 in Hamburg, studiert Kultur- und Politikwissenschaften in Lüneburg. Er veröffentlichte im Schweizer Literaturmagazin „entwürfe“ und in den „Destillaten“ des Literaturlabors Wolfenbüttel 2014. Beim Lyrikwettbewerb des Heinrich-Heine-Instituts in Düsseldorf machte er 2014 den dritten Platz.

Dies könnte Ihre Kleinanzeige sein. Pro Zeile kostet Sie das nur 10,- €. Sie können dabei Bücher, seltene Lyrikbände, ihre eigenen Werke oder Ähnliches zum Verkauf anbieten. Eine 3-zeilige Anzeige darf dabei 260 Anschläge in der Word-Datei haben.

Neue Gedichte

Ingrid Thiel

Zur blauen Stunde

Schleiermonde wandeln auf Himmelsstraßen

Lila lädt ein zum Rausch

Ein wenig Pastis in kleinen Schlückchen

Auf weitem Feld gehen ganz kleine Menschen

Rötliches lagert auf den Tannenspitzen

Ein wenig Erdwärme strahlt von den Steinen

Die Gedanken schweben

über brütenden Dörfern im Tal

Ein wenig Absturz in die Zwischenräume

Das Grüne im Geäst

wird zum Trost für den Tag

Ein wenig Sinn reicht dir ein Seil

Die Ahnung von Nacht weckt die große

Hoffnung auf eine kleine Wahrheit

im Traum

Begegnung im Park

wir tauschen
laute Gewissheiten aus
die unser Sinnen Wollen
und Wünschen verschlucken

Auf den planen Flächen
der Höflichkeit rutscht
für Millisekunden unsere
Lächelakrobatik aus

Deine Haltungskontrolle schaufelt
Zementwege hin zu mir
scheitert an zweifellosen
Distanzen

Wortgewichte wie
akkurate Rasenstücke
gestriegeltes Stirnrunzeln und
graublaue Gesten

bleiben hängen in
hohlem Glück

In der Sonntagsstille Datei verliebt
Korrektur lesen gegenüber
sitzt Homo Faber auf dem Dach
und umarmt die Kontur der Abwesenheit

Dächer sind einfach nur Dächer mit Himmelsgrau

Aus dem Schreibtischspiegel
schaut mich an was noch unbekannt ist
beredetes Schweigen als Zauberspruch
an mir zerrender Schlaf vereint mit seinem Bruder

Bestattungsrituale für den frühen Blick
ins Paradies das Aussterben der Schutzworte
mit Schirm Mantel und Schild
mich entmachtet eine Wiederannäherungskrise

an meinen Schreibtisch

Kostbare Tage

nur den eigenen Worten
zu lauschen im rauschenden
Grün des Nussbaums

die große Freiheit der Zeit
wiegt mich in ihren Armen

bleiben ohne Gewicht
in der Wärme des Lichts
baden Amseln mit
leichtem Flügelschlag

vergessen verbrennt mein Lippenherz
und die Gedanken ziehen
wie Löwenzahnsamen
träge in der Luft

der Holunderbusch schnattert
von Spatzen die Gesten
der Vögel werden laut

der Wind kühler
es geht gegen Abend

Ingrid Thiel geboren in Dinslaken / aufgewachsen in Schönecken Eifel/ wohnhaft im Odenwald. Soziologiestudium J. W. Goethe Universität Frankfurt/ Kunststudium Städelschule Frankfurt. Veröffentlichungen in verschiedenen Literaturzeitschriften und Anthologien. Mitarbeit in der Textwerkstatt Darmstadt (Leitung Kurt Drawert / Martina Weber)

„Struktur der modernen Literatur“ von Mario Andreotti

Fachwissen erzählerisch erfrischend

Eine Buchbesprechung von Rüdiger Heins

Das Sachbuch „Die Struktur der modernen Literatur“ des Schweizer Germanisten und Literaturwissenschaftlers Mario Andreotti ist seit seiner Ersterscheinung im Jahre 1983 zu einem Standardwerk der literarischen Fachwelt avanciert. Geschätzt als Grundlagenlektüre in Sachen Lyrik und Prosa für Autoren, Hochschulprofessoren und Studenten, ist die soeben erschienene fünfte Auflage des Werks zu einer unverzichtbaren literarischen Instanz geworden.

Andreotti, der sich insbesondere der experimentellen modernen Literatur verschrieben hat, erklärt seine Sympathie im **eXperimenta** Interview:

„Unter literarischer Modernität verstehen wir heute ganz allgemein jene Dichtung, die der veränderten Realität des Daseins und dem gewandelten Lebensgefühl des modernen Menschen verpflichtet ist und die daher nach neuen Möglichkeiten dichterischer Gestaltung sucht. Das gewandelte Lebensgefühl äussert sich in einem völlig neuen Selbstverständnis des modernen Menschen“ (**eXperimenta** 9/2014).

Doch Andreotti wäre nicht Mario Andreotti, wenn er sich nur ausschließlich mit der modernen Literatur beschäftigen würde.

Das vorliegende Sachbuch zur Literaturtheorie ist in zwölf Kapitel aufgeteilt und untersucht theoretisch und auch praktisch moderne Lyrik und Prosa. Der Autor bedient sich in seinen Ausführungen beiden Klassikern und zeigt zahlreiche Beispiele aus der jüngsten Gegenwartsliteratur zum besseren Verständnis seiner theoretischen Grundlagen. Seine so entstandenen Erkenntnisse bindet er folgerichtig in Literaturgeschichte ein.

Seine fundierten Kenntnisse literarischer Epochen von der Antike über die Barockdichtung bis hin zur Neuzeit schwingen in den einzelnen Kapiteln seines Standardwerkes mit. Gerade seine umfangreiche und detaillierte literarische Kenntnis machen dieses Standardwerk so besonders lesenswert.

Das sei nur am Rande bemerkt: Mario Andreotti ist nicht nur ein fundierter und gut organisierter Sachbuchautor, sondern die Textkulisse, die er unter seinem Fachwissen angelegt hat, ist erzählerisch erfrischend und erzeugt Laune, weiter zu lesen. Vielleicht ist das der Grund, weshalb Andreottis Buch, das auch zu seinem Lebenswerk gezählt werden darf, bei unterschiedlichen Zielgruppen ankommt.

Der Autor macht vor keiner literarischen Neuentwicklung Halt. Es gelingt ihm, seine Neugierde, die er bei Neuentdeckungen empfindet, auf den Leser zu übertragen. So etwa die Hip-Hop-Dichtung und den Rap. Er kristallisiert die feinen Unterschiede für den unbedachten Rezipienten auf einer feinstofflichen Ebene heraus, bei der die Nuancen dieser beiden neuzeitlichen Lyrikformen detailliert herausgearbeitet werden. Auch der Handyroman macht vor den Schranken des promovierten Germanisten keinen Halt. So gibt er auch diesem digitalen Medium neuzeitlicher Dichtung einen adäquaten Raum, der ihn auf Augenhöhe mit anderen lyrischen Gattungen erscheinen lässt. Was allgemein in der Fachliteratur süffisant „unterschlagen“ wird, hält in Mario Andreottis Standardwerk Einzug.

Besonders lesenswert sind die Arbeitsvorschläge, die für jedes Kapitel vorgesehen sind. Autoren, Studenten und Neugierige können mit den Anregungen, die der Autor dem Leser an die Hand gibt, selbst ausprobieren, welche Auswirkungen eine Textkulisse, wie etwa der Essay, der expressionistische Reihungsstil, auf den Leser hat. Gerade dieses Modul, das erst in der fünften Auflage auftaucht, macht das Buch auch interessant für Dozenten des literarischen Schreibens. Der Rezensent, selbst Dozent für literarisches- und kreatives Schreiben, hat die einzelnen Arbeitsangebote Andreottis in seinen Seminaren ausprobiert: Versuch gelungen.

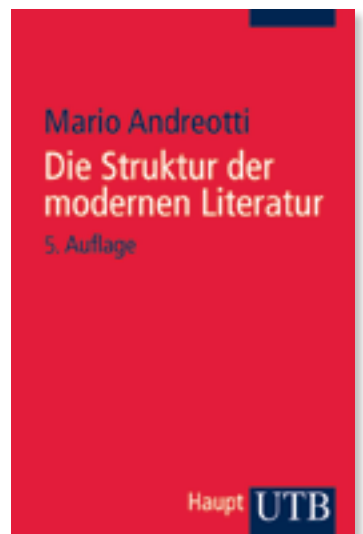
Die Struktur der modernen Literatur

Mario Andreotti: **Die Struktur der modernen Literatur.**

Neue Formen und Techniken des Schreibens: Erzählprosa und Lyrik.

Mit einem Glossar zu literarischen, linguistischen und philosophischen Grundbegriffen.

UTB Band 1127, 5., stark erw. und aktual. Aufl., Bern, Stuttgart, Wien 2014 (Haupt), 488 S., ISBN 978-3-8252-4077-6, 19,99 EUR.



Mordsgedanken

Ramona Rump

Mit achtundsechzig Jahren sollte man meinen, dass es den Kohl auch nicht mehr fett macht, wenn man hin und wieder zwei, drei oder gar vier Pralinen nascht. Außer man hat Zucker. Das ist gar nicht gut. Die Inge von gegenüber hat ja Zucker. Sie muss immer aufpassen, was sie isst. Ich kann nicht klagen, meine Werte sind top. Das hat mir sogar der Dr. Truschke gesagt. Hach ja, der Dr. Truschke. Seit der junge Landarzt den alten Grimmelmann abgelöst hat, ist wieder richtig was los in der ollen Praxis. Die halbjährliche Routineuntersuchung ist der Höhepunkt in meinem Kalender. Fett rot kreise ich ihn mir ein.

Dass ich den Termin auch ja nicht vergesse.

Ganz sanft horcht der junge Truschke dann immer meine Brust ab. Ganz zärtlich klopft er mir auf den Rücken, wenn ich husten soll. Der Alfred fasst mich ja gar nicht mehr an. Nach fünfundvierzig Jahren Ehe ist der Ofen aus. Hopfen und Malz verloren. Ich gebe ja den getrennten Schlafzimmern die Schuld. Schnarchen soll ich. Ganze Wälder absägen. Ich hab mich noch nie schnarchen gehört. Und überhaupt, der Alfred hat ja immer was zu meckern. Ich soll das Frühstücksei 5 Minuten und 30 Sekunden kochen. Kein bisschen kürzer und kein bisschen länger. Genau 5 Minuten und 30 Sekunden. Das Schnitzel darf um Gottes Willen nicht vor dem Braten gesalzen werden, die Fenster kann ich auch nicht richtig putzen, und ich soll bloß die Finger von den Pralinen lassen. Schokolade macht dick, sagt er immer mit ermahnender Stimme. Als würde es ihn jetzt noch interessieren, wenn ich ein bisschen mehr auf die Hüften bekomme. Viel zu lange höre ich mir das Gezeter schon an. Ich will endlich meine Ruhe haben. Da gibt's nur eine Lösung: Der Alfred muss weg!

Doch den Mann um die Ecke bringen, ist gar nicht so einfach, wie man meint. Da hab ich einen

Ausflug mit dem Ruderboot organisiert. Zum 45. Hochzeitstag. Der Alfred mag ja Boote, aber kein Wasser. Er kann nämlich nicht schwimmen. Das hat er nie gelernt. Wollte er auch nicht. Und schon gar nicht, wenn ich es ihm beibringe. Naja, er hat sich breitschlagen lassen. Mitten auf dem See, habe ich das Boot zum Kentern gebracht. Gleich würde er ertrinken und alle würden denken, dass es ein tragischer Unfall gewesen ist.

Pustekuchen! Nachdem wir beide im Wasser landeten und Alfred hektisch zappelte, beruhigte er sich schnell wieder. Wir waren mitten auf einer Sandbank gelandet und standen lediglich knietief im Wasser. Ja, gibt's denn so was?!

Getobt hat er. Wütend war der Alfred. Schrie mich an, was ich denn für eine dusselige Kuh sei, in einem Ruderboot aufzustehen.

Den darauffolgenden Tag wollte ich mich mit selbstgebackenen Blaubeerküchlein für meinen „Fauxpas entschuldigen“. Eine Zutat durfte allerdings nicht fehlen: Frostschutzmittel.

Ich hatte gelesen, dass es beim Verschlucken von Frostschutzmittel zu Herzrhythmusstörungen kommen kann.

Das würde also gar nicht auffallen, wenn er einem Infarkt erliegt. Besonders nicht nach den Vorkommnissen am Vortag.

Allerdings ist es gar nicht so einfach, im Juli an Frostschutzmittel zu gelangen, ohne verdächtig zu wirken.

Natürlich hatten wir auch keines mehr in der Garage.

Zum Glück waren die Müllers von nebenan verweist und ich hatte mich angeboten, die Katze zu füttern. In der Abstellkammer fand ich einen blauen Kanister mit dem Mittel und zapfte mir eine Teetasse davon ab. Das Tückische: Frostschutzmittel soll angeblich süß schmecken. Also rein mit der ganzen Tasse. Noch nie habe ich so sehnsüchtig auf das Klingeln meiner Küchenuhr gewartet.

Ich brachte Alfred ein Stückchen von dem Kuchen in den Garten und entschuldigte mich, ich müsse noch die Küche aufräumen. Nach einer halben Stunde war es mucksmäuschenstill und ich schaute durch die Terrassentür. Da saß er, mit offenem Mund, zusammengesackt in seinem Gartenstuhl. Ich pikste ihm mit meinem Finger ins Auge, um sicher zugehen, dass er auch wirklich tot war.

Mit einem Mal sprang Alfred aus dem Gartenstuhl und fuchtelte wild mit seinen Armen. Gleich würde er mich wüst beschimpfen, was ich mir wieder einfallen lasse. Doch dazu kam er nicht mehr. Die Wirkung des Frostschutzmittels zeigte seine Wirkung. Allerdings nicht so, wie ich es mir erhofft hatte.

Den restlichen Tag verbrachte der Göttergatte mit Durchfall und Bauchschmerzen auf der Toilette.

Dass es aber auch nirgends eine Anleitung für tödlichen Kuchen gibt... Nächstes Mal zwei Tassen.

Allerdings ist Alfred der Appetit auf Blaubeerkuchen erst mal vergangen. Ein neuer Plan muss also her. Und es ist nicht so, dass ich keine Ideen hätte. Vielleicht wäre ein Einbruch das Richtige. Alfred würde dem Täter in die Quere kommen und dieser würde ihn im Affekt erschlagen. Also, ich würde ihn im Affekt erschlagen. Dabei ist es wichtig, dass ich ein Alibi habe. Noch sind die Müllers verweist. Ich könnte angeben, die Katze zu füttern, würde von der Kamera auf der Hofeinfahrt erfasst werden, mich durch die Terrassentür rausschleichen, bei uns durch den Garten ins Haus huschen, meinen Mann erschlagen und hätte ein prima Alibi. Handschuhe! Ich muss unbedingt an Handschuhe denken. Wegen der Fingerabdrücke. Obwohl, von mir gibt es ja sowieso überall

Fingerabdrücke im Haus. Gut, auf Handschuhe kann ich wohl verzichten. Ach, sicher ist sicher. Dann nehme ich Einmalhandschuhe. Ich bräuchte allerdings auch noch eine Tatwaffe. Ein Hammer wäre gut. Aber wenn die Polizei routinemäßig unseren Hammer überprüfen würde, der sonst verstaubt in der letzten Ecke in der Garage liegt, wäre das nicht mehr authentisch. Woher soll der Einbrecher denn wissen, dass dort der Hammer ist. Er kann in der Aufregung ja schließlich nicht erst in die Garage gehen und nach dem Hammer suchen. Ein Messer ist da schon eine bessere Wahl. In der Küche steht ein Messerblock. Aber bloß nicht das Messer mit den Riffeln nehmen. Das bleibt immer in der Brotkruste hängen, weil es so stumpf ist. Wie soll es da erst durch Alfreds ledrige Haut dringen. Am besten ich nehme das Gemüsemesser. Das ist schön scharf.

Eine Kampfszene muss ich außerdem inszenieren. Dann kann ich bei der Gelegenheit endlich die hässliche Vase von seiner Mutter runterschmeißen. Und ganz wichtig: Ich darf das Fenster im Wohnzimmer nicht von innen zerschlagen. Das muss ich unbedingt von außen machen. Sonst wird die Spurensicherung stutzig. Das hab ich nämlich mal in einem Fernsehkrimi gesehen. Da hat der Ehemann das Fenster von innen eingeschlagen und die Scherben lagen im Beet. Aber welcher Einbrecher bricht denn von innen nach außen ein. Tz tz... Aber das kann ich alles in Seelenruhe erledigen, wenn der Alfred erst mal am Boden liegt. Ich kann ja sagen, dass ich noch mit der Katze gespielt habe und deshalb länger fort war. Schuhe! Natürlich! Es wäre nicht gut, wenn die Spurensicherung meine Schuhabdrücke im Beet vorfinden würde. Ich brauche unbedingt Männerschuhe, um meine Spuren zu verwischen. Der Alfred hat ja noch die alten Dinger von seinem Vater auf dem Dachboden. Die ziehe ich mir dann über und trample durch das Beet. Die Polizei wird denken, dass es sich um einen männlichen Täter handelt. Anschließend werfe ich die Schuhe in den Altkleidercontainer.

Jetzt muss ich es nur noch hinkommen, auf Kommando zu weinen, um die entsetzte Ehefrau zu spielen. Sonst nimmt mir das vielleicht niemand ab, wenn ich nicht über den Verlust meines Mannes wie ein Schlosshund heule. Im Dorf reden die Leute ja eh immer so viel.

Wie könnte ich... denn bloß nur... Na klar! Ich hab die Lösung! Eine Zwiebel!

Immer wenn ich Zwiebeln schneide, kommen mir die Tränen.

Ich werde mir vorher eine zurechtschneiden und dann tränenüberströmt die 110 wählen. Keiner wird etwas merken...

Verflixt und zugenäht! Ich habe keine Zwiebeln mehr im Haus. Jetzt ist es auch schon spät... Und außerdem gibt es gleich diesen spannenden Film im Fernsehen...

Ach, ich gehe gleich morgen früh los und besorge neue.

Jetzt mache ich es mir erst einmal gemütlich und gönne mir noch zwei, drei, vielleicht auch vier Pralinen. Und bald so viele, wie ich will...

Ramona Rump wurde am 23. Oktober 1984 in Bremen geboren. Nach ihrer Ausbildung zur Hotelfachfrau im Jahr 2004 arbeitete sie zunächst in einem Getränkefachgroßhandel und anschließend als Außendienstmitarbeiterin in einer Handelsagentur. Im Juli 2009 zog sie der Liebe wegen nach Mallorca und widmete sich dort ihrer Leidenschaft des Schreibens. Sie schrieb Artikel für Onlinemagazine und verfasste zwei Kolumnen. 2014 begann sie ein Fernstudium an der Hamburger Schule des Schreibens, um sich mit wichtigen Techniken eines guten Autors vertraut zu machen und ihren Schreibstil zu verbessern. Sie lebt mit ihrem Mann und zwei Hunden abwechselnd in der Nähe von Bremen und auf Mallorca.

Dies könnte Ihre Kleinanzeige sein. Pro Zeile kostet Sie das nur 5,- €. Sie können dabei Bücher, seltene Lyrikbände, ihre eigenen Werke oder Ähnliches zum Verkauf anbieten. Eine 6-zeilige Anzeige darf dabei 260 Anschläge in der Word-Datei haben.

Dies könnte Ihre Kleinanzeige sein. Pro Zeile kostet Sie das nur 5,- €. Sie können dabei Bücher, seltene Lyrikbände, ihre eigenen Werke oder Ähnliches zum Verkauf anbieten. Eine 6-zeilige Anzeige darf dabei 260 Anschläge in der Word-Datei haben.



Foto: Christoph Kerkovius, Kuppel 1



Foto: Christoph Kerkovius, Doppelakt-visionär 2

Kalendernotiz

Edgar Helmut Neumann

Hans Christian Andersen ist der bekannteste dänische Schriftsteller. In Deutschland kennt fast jedes Kind die interessantesten seiner 156 Märchen. Er wurde am 2. April 1805 geboren, er starb am 4. August 1875. Bei seinen vielen Reisen kam er 32mal nach Deutschland, fast immer nach Dresden oder in die Nähe. Der Schuhmachersohn wollte eigentlich zum Theater. Vergeblich versuchte er sich als Sänger. Aber der Wunsch führte ihn zu Gasteltern, durch deren Unterstützung er seine Schulbildung erfuhr und sogar an die Universität in Kopenhagen gelangte. Sein erstes Märchen schrieb er mit achtzehn Jahren, es wurde nicht veröffentlicht, denn das Manuskript wurde erst 2012 aufgefunden. Wissenschaftler beschäftigen sich mit den homoerotischen Neigungen des Schriftstellers, der zwar mit vielen Frauen befreundet war, aber zeitlebens unverheiratet blieb, und deren Auswirkungen auf sein Werk.

eXperimenta

ANKÜNDIGUNG

Anfang **Mai** erscheint die **eXperimenta** zum Thema „**Befreiung**“, unter anderem mit diesen Beiträgen:

- Die sprechenden Ichs von Traude Veran
- Jens Philipp Gründler Schach mit dem Teufel
- Die Clownin Corinna Ratzel im eXperimenta-Interview
- Lyrik von Georg Walz
- Loslassen Achim Janke
- Monja Stiehl auf der Suche nach der Kunst zu schreiben
- Ordnung vs Chaos als Essay von Mathias Engels
- Unter Araukarien Laura Stein

1945 – 2015 Siebzig Jahre Nachkriegsliteratur – ein Thema, das wir in 2015 in jeder Ausgabe aufgreifen wollen. Themenvorschau:

- Juni: Tabu
- Juli/August: HautNah
- September: HeimatLos

Autoren und Autorinnen können gerne Beiträge für die kommenden Ausgaben einsenden. Ihre Texte sind uns willkommen! Eingesendet werden können auch Texte, die unabhängig vom jeweiligen Schwerpunktthema sind.

Wir veröffentlichen

- Moderne Lyrik, Haiku, Senryu, aber auch klassische Dichtkünste.
- Prosatexte als Shortstories, Minidramen usw., pro Autor maximal 5 Seiten.

Außerdem suchen wir:

- Fachartikel zum kreativen und literarischen Schreiben.
- Essays, die sich mit einem Thema in ungewöhnlicher Weise auseinandersetzen.
- Beiträge und Reportagen über den Schreiballtag eines Autors oder einer Autorin.
- Erfahrungsberichte bei der Verlagssuche.
- Beiträge rund um das Thema Musik.

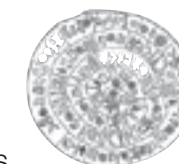
Die **eXperimenta**-Redaktion sucht auch immer wieder Bildende Künstler(innen) und Fotograf(inn)en. Beiträge senden an: redaktion@experimenta.de

Wir freuen uns auf Ihre Einsendungen!

Gabi Kremeskötter (Chefredakteurin)

eXperimenta

Wie schreibe ich (m)ein Buch?



Im Kunstzentrum Bosener Mühle am Bostalsee im Nordsaarland bietet Rüdiger Heins das Seminar vom 8. bis 10. Mai 2015 an. Dieses Seminar des Instituts für Kreatives Schreiben (INKAS) war schon für viele eine Starthilfe für ein erfolgreiches Autoren-Leben. Denn wer hat nicht schon einmal mit dem Gedanken gespielt, ein eigenes Buch zu schreiben, um es dann zu veröffentlichen? Im Seminar 'Wie schreibe ich (m)ein Buch?' erlernen die Teilnehmer und Teilnehmerinnen Techniken, um diesen Traum zu verwirklichen.

Auf Grundlage eigener Ideen werden Textkulissen für ein geplantes Buchprojekt entwickelt. Mit unterschiedlichen Bausteinen des „literarischen Schreibens“ und den Methoden des „Kreativen Schreibens“ werden die Seminarteilnehmer in die Vorbereitungen eines geplanten Buchprojektes eingeführt. Für dieses Seminar sind keine Vorkenntnisse nötig. Die Inhalte sind für Anfänger und Fortgeschrittene geeignet.

Seminarzeiten sind freitags von 16 bis 20 Uhr, samstags von 10 bis 16 Uhr und sonntags von 10 bis 13 Uhr. Die Kursgebühr beträgt 150,- €. Anmeldungen unter info@bosener-muehle.de und nähere Auskünfte beim Dozenten unter der Telefonnummer 06852-7474.



Foto: Christoph Kerkovius, A la W. Turner 2

Aufruf der eXperimenta Redaktion

Wir suchen dringend engagierte Mitarbeiter(innen), die Werbung für die eXperimenta machen.

Aufgabenbereiche sind:

- Anzeigenakquise (20% Provision)
- Soziale Netzwerke (Facebook, Twitter und Newsmax) pflegen
- Betreuung einer Crowdfunding-Aktion

Fühlen Sie sich angesprochen?
Dann greifen Sie direkt zum Telefon: 06721 - 921 060

redaktion@experimenta.de

Zäune und Lager

Moderne Dichtung und christlicher Glaube

von Prof. Dr. Mario Andreotti, St. Gallen

Herzliche Einladung zum Gastvortrag
in Heppenheim (Bergstrasse), Haus am Maiberg (Vortragsraum)

Sonntag, 19. April 2015, Beginn: 10.45 Uhr

Ackermann-Gemeinde der Diözese Mainz
Vorsitzender: Gerold Schmiedbach

Christentum und zeitgenössische Literatur scheinen wenig mehr miteinander zu tun zu haben. Auf der einen Seite sind da zahlreiche Schriftsteller, die in christlicher Lehre und Kirche nur noch die zementierte Sicherheit des Ideologen, den wohlgeformten Mythos des Christen erblicken, der sein Geschäft und seinen Gott immer noch zusammenbringt. Auf der andern Seite stehen ebenso viele Vertreter der Kirche, die sich mit den Erscheinungen heutiger Dichtung fast aus Prinzip nicht auseinandersetzen. Zwischen Christentum und Literatur klafft heute ein Abgrund.

Aber warum ist das so? Warum geht das Weltbild, das sich in der modernen Literatur spiegelt, mit dem christlichen nicht mehr zusammen? Gibt es zwischen Literatur und Religion heute dennoch Berührungspunkte? Was können wir Christen von der modernen Literatur lernen, und was moderne Autoren von der Kirche? Dies einige Fragen, auf die der Vortrag eine Antwort zu geben versucht.

Der Referent arbeitet als Lehrbeauftragter für Sprach- und Literaturwissenschaft an der Universität St. Gallen und als Dozent für neuere Literatur an der Höheren Fachschule für Sprachberufe in Zürich. Er ist zudem Autor des Standardwerks „Die Struktur der modernen Literatur. Neue Formen und Techniken des Schreibens“, das als UTB Band 1127 im Haupt Verlag Bern erschienen ist und inzwischen in 5., stark erweiterter und aktualisierter Auflage vorliegt. Siehe Rezension auf S.66 f.



Prof. Dr. Mario Andreotti, Foto: Rüdiger Heins

ebenen – ohne titel

Justus Simon Buch

ebenen

es sind also jenes ebenen,
welche erfassen der anderen sicht,
zu erreichen nur durch den strebenden
zu sehen für den der versteht;
ein ende gibts nicht.

wenn eins in das andere übergeht
scheints sie gehören zusammen
doch stehn sie allein in der klammen
leere, eins über dem andern.

zu erreichen die höchste der stufen,
zu verstehen, darum will ich wandern
auf dem, was gedanken schufen
auf dem, was gefühle entfernen;
gedankenlos hoch zu den sternern,
gefühllos, weil stimmen mich rufen.

ohne titel

wird es so sein
daß das sein
welches mein
sich befrein
mich entzwein
der zerstörung anheim
stellen wird?
geschiehts oder nicht,
mein geist ist verwirrt,
des wahnsinns gesicht
lacht laut auf mich ein.

justus simon buch, jahrgang 1981,
magister und musiker, dichtet seit 1997
über seine verliebtheiten, lebensfragen
an sich selbst und was ihm sonst noch
an gedanken über den weg läuft.

(aus *in mir*, gedichte über die jahre, 2013, Debras-Verlag)

Die **eXperimenta** erscheint 11 x im Jahr.

Sie ist eine Plattform für bekannte wie unbekannte Poeten, Roman-schreiber, Fotografen, Maler, Musiker, Verlage, Buchvorstellun-gen und eignet sich auch hervorragend für Kulturevents aller Art.

Die **eXperimenta** hat ca. 18.000 Leser im Web, die regelmäßig die Beiträge lesen.

Auch als gedrucktes Exemplar kann man sich die **eXperimenta** bestellen.

Sie ist ein kostenloses Web-Magazin und eignet sich für „kulturelle Werbung“ hervorragend.

Mit Ihrer Anzeige unterstützen Sie das Redaktionsteam bei der Suche nach guten Beiträgen.

Wir heißen Sie als Anzeigenkunden herzlich willkommen.

Ihr Redaktionsteam.

P.S. Sie können sich die aktuelle **eXperimenta** unter www.experimenta.de anschauen.

**Hier könnte
Ihre Anzeige stehen!**
Anzeige halbe Seite hoch
265 x 75 mm: € 125,-
Jahres-Abo: € 1.250,-

Aufruf der **eXperimenta** Mitarbeiter(innen)

Die **eXperimenta** ist auf dem eigenen Portal (kostenlos) abrufbar. Obgleich im Augenblick wie in all den Jahren zuvor sieben Redakteur(innen)e und Korrespondent(inn)en jeden Monat völlig unentgeltlich an der redaktionellen Herstellung der **eXperimenta** arbeiten, entstehen Kosten, die wir selbst tragen. Zum Beispiel bei der Arbeit von Grafiker Hans-Jürgen Buch, der unserem Magazin sein künstlerisch beachtenswertes Aussehen gegeben hat, oder unserem Webmaster Christoph Spanier, der dafür sorgt, dass Sie die **eXperimenta** rechtzeitig abrufen können.

Deswegen bitten wir um Ihre Solidarität, die sich darin ausdrücken kann, dass Sie für den regelmäßigen Bezug unserer Online-Zeitschrift einmal jährlich 24,- Euro (oder gern auch mehr) auf das INKAS-Konto überweisen (siehe unten). Natürlich ist die **eXperimenta** weiterhin kostenlos zu lesen. Doch wir bauen auf viele solidarische Leser und freuen uns auf Ihre zahlreichen Solidaritätsspenden.

Ergänzend wollen wir den Anzeigenbereich ausbauen. Gerne nehmen wir Ihre Anzeige in unser Magazin auf. Auf Anfrage senden wir Ihnen eine Preisliste zu.

Kontonummer und Verwendungszweck:

ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V.
Mainzer Volksbank
Konto: 295460018 • BLZ: 55190000
IBAN: DE57 5519 0000 0295 4600 18
BIC: MVBMD55

Anzeige 3-spaltig
(75 x 88,5 mm): € 65,-
Jahres-Abo: € 600,-
Mehr Info unter
redaktion@experimenta.de

Wettbewerbe und Stipendien

Für alle Schriftsteller(innen) zur Information

Auf den folgenden Seiten finden Sie Ausschreibungen, die vielleicht für Sie interessant sind. Sollten Sie an einem der Wettbewerbe oder dem Stipendium teilnehmen, wünschen wir Ihnen viel Erfolg!

Für die Redaktion der **eXperimenta**

Sabine Reitze

Wettbewerbe

exil-DramatikerInnenpreis 2015

Die WIENER WORTSTAETTEN schreiben heuer bereits zum neunten Mal den exil-DramatikerInnenpreis aus, eine Initiative in Kooperation mit exil – zentrum für interkulturelle Kunst und Antirassismusbearbeitung.

Gesucht werden abendfüllende, noch nicht uraufgeführte Theaterstücke, die sich im weitesten Sinne mit den Themen Identität, Flucht/Vertreibung, Integration bzw. dem Leben zwischen den Kulturen auseinandersetzen.

Alle Texte müssen vom Autor oder der Autorin selbst in deutscher Sprache verfasst worden sein.

Bewerbung:

Der Einreichung (in vierfacher Ausfertigung) sollen außerdem beiliegen: Kurzbiographie und Bibliographie, ein Foto sowie Adresse, Telefonnummer und E-Mail-Adresse der Autorin.

Eine Rücksendung der eingereichten Texte ist leider nicht möglich.

Einsendungen ab sofort an:

Verein exil
Kennwort „exil-DramatikerInnenpreis“
Stiftgasse 8
A-1070 Wien

oder

WIENER WORTSTAETTEN
Kennwort „exil-DramatikerInnenpreis“
Schönbrunner Straße 9
A-1040 Wien

Für Rückfragen:

WIENER WORTSTAETTEN

Schönbrunner Straße 9

A-1040 Wien

office@wortstaetten.at

www.wortstaetten.at

Dotierung:

2 000,00 EUR

Einsendeschluss ist der 30.04.2015.

Webseite:

<http://www.wortstaetten.at/projects/ausschreibung-exil-dramatikerinnenpreis-2015...>

Mond-Stories

Der METATRON-Verlag (er ist u.a. für seine Mond-Arbeitskalender bekannt) feiert heuer sein 20-jähriges Gründungsjubiläum. Aus diesem Anlass wird ein Literaturwettbewerb „Mond-Stories“ ausgeschrieben. Darüber hinaus besteht die Möglichkeit einer Veröffentlichung der besten Texte in einer Anthologie, die im Herbst erscheinen wird.

Gesucht werden:

1. unveröffentlichte Kurzgeschichten: mystisch-phantastisch, geheimnisvoll, spannend, gruselig oder humorvoll, auf jeden Fall aber originell, die den Mond in irgend einer Weise zum Inhalt haben. – Ob er nur als stummer Beobachter das Geschehen verfolgt oder selbst eine Geschichte erzählen kann... alles ist möglich.
2. Kurz-Krimis: (auch hier sollte der Mond vorkommen)

Bewerbung:

Auf unserer Verlags-Home-Page www.metatron.co.at sind die Bedingungen und das Prozedere zur Teilnahme ausführlich beschreiben.

Besonderer Hinweis:

Einsendungen bitte ausschließlich per E-Mail mit Kurzgeschichte und Vita im Anhang an

ausschreibung@metatron.co.at

Nur deutschsprachige Texte.

Pro Autor kann nur eine (bisher unveröffentlichte) Kurzgeschichte (maximal 15.000 Zeichen inkl. Leerzeichen) und/oder ein Kurz-Krimi (maximal 48.000 Zeichen inkl. Leerzeichen) eingesandt werden.

Die originelle Überschrift bitte jeweils fett drucken.

Dotierung:

Die ersten drei Plätze gewinnen ein Coaching im Wert von je Euro 500,- von der „Schreibwerkstatt am Attersee“.

Weiters sind Buchpreise zu gewinnen.

Veröffentlichung der besten Texte in einer Anthologie.

Einsendeschluss ist der 15.05.2015.

Webseite: <http://www.metatron.co.at>

Antho? – Logisch! Literaturpreis 2016

Die Welt ist schön. Doch schon lange sagt sie uns etwas anderes. Die Hoffnung dient uns als Antrieb, der zumeist nur noch in Freiheit funktioniert und der unser Kraftstoff zum Leben ist. Und für diese Freiheit, die in unserem Grundrecht verankert ist, auf Leben und körperliche Unversehrtheit, die Unverletzlichkeit unseres größten Guts, suchen wir eure Geschichten.

Erzählt eure Vision der Freiheit.

»Brennt, tobt, schäumt vor Zorn, bei Tag und Licht und Nacht und Finsternis, und geht nicht gelassen in das sanfte Nichts.« (Dylan Thomas)

Antho? – Logisch! schreibt zum sechsten Mal einen Kurzgeschichten-Wettbewerb aus, der mit der Vergabe des Internationalen Antho? – Logisch-Literaturpreises für das Jahr 2016 abschließt.

Dieser Literaturwettbewerb ist offen für Schriftstellerinnen und Schriftsteller, die in deutscher Sprache schreiben (unabhängig von ihrem Wohnort) und bereits literarische Texte veröffentlicht haben. Der Wettbewerb ist eine Einladung, sich mit einem bisher unveröffentlichten Prosa-Text (Kurzgeschichte) zu beteiligen.

Antho? – Logisch! garantiert die Bewertung der anonym vorliegenden Texte durch eine kompetente Jury aus vier Mitgliedern: Schriftstellern, Publizisten und Literaturkritikern.

Antho? – Logisch! wird die besten Wettbewerbs-Texte in Buchform präsentieren.

Die Einsendung zum Wettbewerb bedeutet zugleich die Zustimmung, seine Kurzgeschichte bei Auswahl durch die Vor-Jury bis zum Herbst 2015 nicht an einem anderem Ort zu veröffentlichen. Die betreffenden Autoren, deren Kurzgeschichten in die Anthologie aufgenommen werden, erhalten bis zum Herbst 2015 hierüber Nachricht.

Es besteht kein Anspruch auf Rücksendung der eingereichten Manuskripte nach Abschluss des Wettbewerbs.

Über eine erfolgreiche Veröffentlichung Ihres Textes im Buch, das für den Mai/Juni 2016 zum Lesen-Festival vorgesehen ist, informieren wir im Herbst 2015. Die Jury-Entscheidung geben wir rechtzeitig bekannt und laden alle zur Preisverleihung im Mai/Juni 2016 ein. Jeder Autor eines im Buch aufgenommenen Textes erhält ein Freiexemplar bei Veröffentlichung im Mai/Juni 2016.

Mit der Einsendung des Textes wird dem Ausrichter des Wettbewerbs, für den Fall, dass der Text veröffentlicht wird, das Recht eingeräumt, die Texte einem Lektorat zu unterziehen.

Ihre Zusendung richten Sie bitte unter Angabe Ihres Absenders (Anschrift, telefonische Erreichbarkeit, E-Mail) bis spätestens zum 30. Mai 2015 (Poststempel) an folgende Anschrift:

Antho? – Logisch!
c/o Marco Frohberger
Postfach 62 06
90728 Fürth

Kennwort: Literaturwettbewerb

Für die Teilnahme sind folgende Bedingungen zu beachten:

Der Wettbewerb gilt ausschließlich für erzählende Texte (Kurzgeschichte). Die Länge des Manus-kripts ist auf maximal sieben Manuskriptseiten (à 30 Zeilen à 60 Anschläge) begrenzt. Überschreitungen der Länge oder deutlich zu kurze Texte führen zur Ablehnung der Bewerbung. Das Manuskript muss in vierfacher Ausführung eingesandt werden und kopierfähig sein (nicht handschriftlich). Bitte nur einseitig bedruckt im DIN A4-Format und paginiert. Blätter nicht heften. Das Manuskript ist mit einem Kennwort zu versehen – bitte nicht den Titel oder das Thema der Ausschreibung verwenden.

Jeder Einsender kann nur einen unveröffentlichten Text für den Wettbewerb einreichen. Bei mehreren Zusendungen wird die gesamte Bewerbung nicht gewertet.

Separat in einem mit dem Kennwort versehenen Briefumschlag fügen Sie bitte Ihrer Zusendung Ihre Kurzvita (höchstens 12 Zeilen) sowie eine über bisherige literarische Veröffentlichungen bei; als literarische Veröffentlichungen werden gewertet:

- Bücher (nicht Eigenverlag, nicht Book on Demand)
- literarische Beiträge in Anthologien und literarischen Zeitschriften
- Veröffentlichungen im Internet-Literatur-Portal

Auf dem Manuskript selbst darf kein Verfassernamen angegeben werden, damit die Anonymität des Bewertungsverfahrens garantiert wird.

Es besteht kein Anspruch auf Rücksendung der eingereichten Manuskripte nach Abschluss des Wettbewerbs.

Dotierung:

1. Platz: 750,00 Euro
2. Platz: 500,00 Euro
3. Platz: 250,00 Euro

Einsendeschluss ist der 30.05.2015.

Webseite: <http://www.antho-logisch.de>

Anzeige 6-spaltig (60 x 160 mm): € 70,-
Jahres-Abo: € 650,-
Mehr Info unter
redaktion@experimenta.de

Hansjörg-Martin-Preis

Das SYNDIKAT verleiht seit dem Jahr 2000 auf der jährlichen Preisverleihungs-Gala im Rahmen der CRIMINALE den Hansjörg-Martin-Preis für den besten Kinder- oder Jugendkrimi des Jahres.

Teilnahmebedingungen:

- deutschsprachige Kinder- und Jugendkrisis (Originalausgaben; keine E-Books)
- erschienen im Jahr 2015 (Impressum)
- Es dürfen mehrere Bücher eines Autors in den Wettbewerb gehen. In Zweifelsfällen entscheidet der Autor, welcher Titel am Wettbewerb teilnehmen soll.

Bücher, die erst im November/Dezember 2015 erscheinen werden, müssen bei der Jury-Organisation vorangemeldet werden.

- Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Verlage und Autoren, die sich mit ihren Neuerscheinungen an der Ausschreibung beteiligen möchten, nehmen bitte unbedingt ZUVOR Kontakt mit der Jury-Organisatorin Christine Spindler auf und lassen sich über die Formalitäten informieren. E-Mail: spindler@das-syndikat.com

Teilnahmebeschränkungen

- keine Neuauflagen, Neuauflagen, Wiederauflagen
- keine Übersetzungen aus anderen Sprachen
- keine Storysammlungen mehrerer Autoren
- keine Bilderbücher, keine Comics
- keine Books on Demand, kein Selbstverlag, keine Druckkostenzuschussverlage

Verleihung

Die Bekanntgabe der Nominierten erfolgt am

04.02.2016 auf den Internetseiten des SYNDIKAT.

Die Preisträgerin bzw. der Preisträger wird auf der Gala während CRIMINALE 2015 verkündet und geehrt.

Dotierung:

Die Auszeichnung ist mit 2.500,- Euro dotiert und wird von einer Jury vergeben, in der Autoren sowie Kinder und Jugendliche mitwirken.

Einsendeschluss ist der 31.10.2015.

Webseite: <http://www.das-syndikat.com/krimi-preise/martin-preis/>

Zum Haiku der Rückseite:

Monja Stiehl, geboren 1969 in Bingen. Hauptberuflich beschäftigt sie sich mit Zahlen, die Arbeit in ihrem Garten bildet dazu den perfekten Ausgleich. In ihrer Familie wurden schon immer Geschichten (nach-) erzählt. Diese Tradition möchte sie fortsetzen. Seit Oktober ist sie Studentin am INKAS-Institut.



Foto: Christoph Kerkovius, La Defense-Paris



Foto: Christoph Kerkovius, Portrait Max Beckmann 1



Foto: Christoph Kerkovius, Strukturen 3



Foto: Christoph Kerkovius, Regentropfen 1

experimental

Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

Ostern rückt näher
so steht es in der Werbung
Konsum antreiben

Monja Stiehl

Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst
INKAS - INstitut für **Kre**Atives **Sch**reiben - www.inkas-institut.de